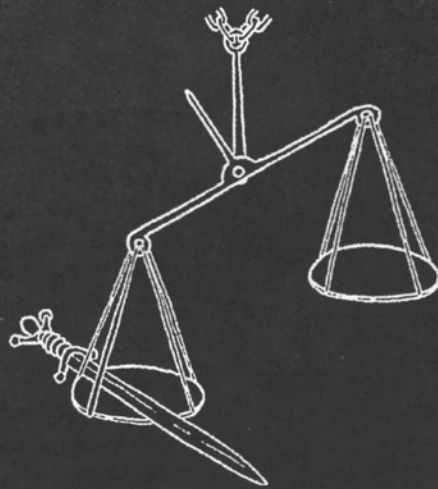


PREIS: 40.- Ö\$

BRENNOS

STUDIA CELTICA AUSTRIACA



JAHRGANG 1 NR. 1/1996

Internet-Homepage: <http://www.ping.at/members/brennos>

E-Mail: brennos@ping.at



INHALT

Vorwort.....	2
P. Birner: Europäische Trepanationen im Altertum.....	3
Diverses.....	16
A. Bock: Linguizid am Bretonischen.....	17
K.S. Mac Róibín: The Liberal Agenda.....	26
R. Karl: Untersuchungen zur Siedlungs- struktur auf latènezeitlichen Flachlandsiedlungen.....	29
M. Zelzer: "Quae solis gnaris pandi debent".....	35
Der Esoterikinquisitor.....	38
Brennos - das Comic.....	39

Impressum:

Titel: Brennos - Studia Celtica Austriaca
Medieninhaber, Hersteller und Verleger:
 Brennos - Verein für Keltologie
Herausgeber: A.Bock(AB), R.Karl, D. Stifter(ET)
Redaktion: Mag.phil. Raimund KARL (RAY)
Sekretariat: Antonigasse 3/8, A-1180 Wien
Verlagsort: Wien

Druckbedingungen:

Für Artikel, die in Brennos veröffentlicht werden sollen, müssen folgende Daten angegeben werden:

- 1.) Name des Autors
- 2.) Adresse des Autors
- 3.) Telephonnummer
- 4.) Bankverbindung
- 5.) Kontonummer
- 6.) Titel des Artikels
- 7.) Stellen, an denen der Artikel bereits veröffentlicht wurde.

Zusätzlich gelten folgende Anforderungen an das Manuskript:

- 1.) Text und Graphiken, wenn möglich, sowohl als Ausdruck als auch als Computerdatei (wenn möglich als Word 6.0 für Windows oder niedrigere Version für

Text, falls nicht möglich als *.asc File ohne Format, bzw. als *.bmp oder *.tif File im Fall von Graphiken).

2.) Handschriftliche Manuskripte können aus redaktionellen Gründen nicht akzeptiert werden.

3.) Manuskripte mit einem Umfang von mehr als 30 Seiten können nur nach vorhergehender persönlicher Absprache mit der Redaktion akzeptiert werden.

4.) Graphiken und Bilder, deren Format Din A4 überschreitet können nur akzeptiert werden, wenn der Autor jeder Art von Verkleinerung aus redaktionellen Gründen ohne Rückfrage zustimmt. Bei eingesandten Stücken, die unter diesen Punkt fallen, nimmt die Redaktion automatisch an, daß der Einsender seine Genehmigung zu diesem Punkt erteilt.

Vorwort

Tatsächlich liegt nun doch noch das erste Exemplar von Brennos - Studia Celtica Austriaca vor. Nachdem wir einige Anfangsschwierigkeiten, vor allem in Form von zu wenigen Artikeln hatten, ist es uns nun doch, rechtzeitig zu Beltane, gelungen, die erste Ausgabe fertigzustellen.

Wie sich aus dem nebenstehenden Inhaltsverzeichnis leicht entnehmen läßt, sind bereits die Themen der ersten Ausgabe so weit gestreut, wie es bei der Konzeption für diese Zeitschrift beabsichtigt war. Das Spektrum der Artikel reicht von einer medizinhistorischen Abhandlung über die Trepanation im Altertum unter besonderer Berücksichtigung der keltischen Trepanationen, über eine Arbeit über Siedlungsinnenstruktur in der Latènezeit und einen Beitrag über zwei frühmittelalterliche Satiren von Bischof Virgil von Salzburg bis zu einem Bericht über die historische Entwicklung und die Zukunftsaussichten für die bretonische Sprache und einer Betrachtung des Einflusses des letztjährigen Votums über die Ehescheidung in Irland auf die irische Gesellschaft.

Zusätzlich dazu haben wir zwei standardmäßige Rubriken eingerichtet, den ESOTERIKINQUISITOR, der in jeder Ausgabe eine der seltsameren Ausprägungen der "Keltomanie" untersuchen wird, sowie die Rubrik Diverses, die vor allem für Vereinsnachrichten des Vereines Brennos gedacht ist, da diese Zeitschrift ja in erster Linie eine Vereinszeitschrift darstellt. Als kleinen, humorvollen Abschluß gibt es noch Brennos - das Comic, das im Jahr 392 vor Christus, irgendwo im Lande der Boier, angesiedelt ist.

Nun, damit verbleibt mir eigentlich nur noch, Ihnen viel Spaß beim Lesen zu wünschen und zu hoffen, daß Ihnen die Zeitschrift in ihrer Artikelwahl und Gestaltung gefällt.

RAY

P.S.: Wenn Sie mit dem einen oder anderen Punkt in unserer Zeitschrift nicht zufrieden sind, oder wenn Sie Ihre Meinung zu einem Artikel kundtun wollen, dann schicken Sie uns doch einfach einen Leserbrief!

5.) Die Redaktion behält sich vor, eventuelle Kürzungen von Texten aus verlagstechnischen Gründen auch ohne Rücksprache mit dem Autor vorzunehmen, sofern durch derartige Kürzungen der Inhalt des Beitrages nicht wesentlich beeinträchtigt wird. Schwerwiegende Kürzungen werden wenn möglich mit den Autoren abgesprochen.

Honorar:

Für eingesandte Beiträge zahlen wir ein Zeilenhonorar von 20.- ATS pro 1000 Anschlägen, oder maximal 100.- ATS pro Din-A4 Seite, für Bilder und Graphiken je nach Größe ab 40.- ATS ebenfalls bis zu einem Maximum von 100.- ATS.

Die Redaktion



Europäische Trepanationen im Altertum

Eine medizinhistorische Abhandlung unter besonderer Berücksichtigung der Kelten

Peter Birner

I: Definition

Unter Trepanation versteht man einen absichtlich herbeigeführten Substanzverlust am Gehirnschädel, der auf mechanischem Wege erzielt wurde, und eine Perforation des Schädelknochens (chirurgische Trepanation) oder nur eine Läsion (symbolische Trepanation) bewirkt.

II: Zeitliches und räumliches Auftreten der Trepanation

Die Tatsache, daß bereits in prähistorischer Zeit operative Schädelöffnungen stattgefunden haben, wurde erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entdeckt, nämlich in Amerika 1867 von E. G. Squier, in Europa von Prunières und Broca. Zwar waren schon zu einem früheren Zeitpunkt entsprechende trepanierte steinzeitliche Schädel bekannt, doch verschwanden diese meist sofort in den Kuriositätenkabinetten von Fürsten, ohne daß ihre Natur erkannt wurde. Prinzipiell kann man sagen, daß Schädeln mit Trepanationen fast in allen Teilen der bewohnten Welt gefunden wurden, doch ich will mich in diesem Artikel weitgehend auf Europa und den Mittelmeerraum beschränken.

Die Trepanation ist wahrscheinlich die älteste bekannte chirurgische Operation der Menschheit, die ältesten, sogenannten Cro-Magnon-Funde sind etwa 42000 Jahre alt. Ihre

größte Verbreitung aber hatte die prähistorische Trepanation während der Jungsteinzeit. Ihr Zentrum lag in Südostfrankreich, läßt sich dann über das Pariser Becken in Richtung britische Inseln und Mitteleuropa und weiter darüber hinaus verfolgen.

Wie der Mensch der Steinzeit zur Erfindung dieser Operation kam, wissen wir nicht und werden wir auch wohl nie erfahren. Etwas Primitives ist die Trepanation auf keinen Fall, da sie, wie ich noch genauer ausführen werde, zum Teil große therapeutische Erfolge hatte.

Mit Ende der Steinzeit nimmt das Interesse an Trepanationen wieder ab, sie werden immer seltener durchgeführt. Eine Ausnahme bilden die Kelten, deren Kultur ein extremes Interesse für den menschlichen Kopf aufbringt, den sie als den Mensch per se betrachten. Es ist sogar möglich, daß die Kelten die geistigen Väter der klassischen Trepanation der Griechen und Römer und über deren Vermittlung auch der noch heute ausgeübten Trepanation mancher nordafrikanischer Völker sind.

Bekanntlich wurde Marseilles um 600 v. Chr. als Massilia von den Griechen gegründet. In dieser Stadt gab es auch eine medizinische Schule. Ungefähr 50 Kilometer von Massilia entfernt befand sich La Roquepertuse, ein Zentrum des Kopfkultes, und es ist wahrscheinlich, daß dort und in der

Umgebung bereits um 500 v. Chr. Trepanationen durchgeführt wurden. Es ist durchaus möglich, daß ein griechischer Arzt aus Massilia auf diese aufmerksam wurde, sich die Technik der Trepanation aneignete und sie, nach Griechenland zurückgekehrt, dort wieder einfuhrte (für diese These spricht unter anderem, daß im vorklassischen Griechenland nur zwei Schädelknochen mit Trepanationen bekannt sind, also diese kaum in größerem Maßstab betrieben wurde und bald wieder in Vergessenheit geriet). Mit Anleihen vom Bohrer der ägyptischen Zimmerleute entwickelten dann die Griechen den klassischen Kronenbohrtrepan (siehe Kap. III).

Die Trepanation scheint sehr schnell verbreitet worden zu sein, denn spricht Herodot (500-424 v. Chr.) noch mit einem Unterton, der seine Abscheu kaum verhüllt, davon, daß libysche Nomaden die Kopfhaut aus verschiedenen Ursachen kauterisieren (wegbrennen) (was eigentlich nicht als Trepanation zu bezeichnen ist, da der Knochen nicht wirklich verletzt wird), so berichtet Hippokrates (460-377 v. Chr.), daß er selbst die Trepanation oft anwendet. Generell berichten die griechischen und römischen Quellen über die Trepanation eher vorsichtig, kritisch und unenthusiastisch, was eventuell auch als Hinweis gedeutet werden kann, daß es sich hierbei nicht um eine bodenständige, sondern um



eine importierte, nicht voll akzeptierte Technik handelt. Aulus Cornelius Celsus (30 v.Chr.- 50 n. Chr.) etwa bezeichnet die Trepanation als *ultimum refugiens*, sie sollte nur dann durchgeführt werden, wenn keine alternative Behandlungsweise möglich ist.

Nur der Vollständigkeit halber möchte ich den ersten schriftlichen Bericht einer Trepanation erwähnen, der aus Indien stammt, wonach im Jahre 927 v. Chr. zwei Hinduärzte einen Hirntumor operiert haben. Allerdings ist die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes mittlerweile schon stark angezweifelt worden.

Der Faden der operativen Schädelöffnung wurde in den darauffolgenden Jahrhunderten zwar dünner, riß aber nicht ab. So trepanierte etwa Abulcasis (=Abulquasin ibn Abbas Alzahrawi), der berühmte arabische Chirurg (um 1080) oft. Allerdings war in späteren Zeiten die Überlebensrate deutlich geringer als in der Steinzeit bzw. im Altertum. Die Gründe dafür werden zum Teil ersichtlich, wenn man die Schriften des Henry de Mondeville (um 1320) liest, der empfiehlt, aus folgenden Gründen zu trepanieren:

1. Um die Anwesenden zu erschrecken, 2. Um eine bessere Bezahlung zu erhalten, 3. Um schlechten Ruf zu vermeiden.

Wenn man bedenkt, daß Henry ein hochgebildeter Arzt war, der etliche theoretische Schriften verfaßte, und solche Gründe anführt, kann man sich wohl denken, aus welchen Gründen und mit welcher Sorgfalt ein durchschnittlicher Chirurg eine Trepanation durchführte.

Eine wahre Trepanationswut herrschte im 18. Jht.: Prinz Philipp von Oranien wurde innerhalb

kurzer Zeit 17mal trepaniert, und de la Touche trepanierte einen Patienten in 2 Monaten 52mal(!!!). Aus heutiger Sicht erscheint es unbegreiflich, daß etwa Mery, ein eifriger Trepanator, in den 60 Jahren seines Schaffens (oder Wütens?) alle trepanierten Patienten verlor, und doch auf diese Methode schwor.

Ab Anfang des 19. Jht. wurde die Trepanation allmählich nur mehr aus auch heutzutage als sinnvoll geltenden Gründen durchgeführt, und ist heute eine lebensrettende Maßnahme bei Blutungen im Bereich der Hirnhäute, die das Gehirn komprimieren.

Doch auch in der heutigen Zeit werden noch bei verschiedenen Völkern "prä-historische" Trepanationen durchgeführt, nämlich bei verschiedenen Völkern Ozeaniens, und in Afrika bei den islamischen Rifkabylen (Nordafrika), bei den im Hochland von Südnyanza (Kenia) lebenden Kisii und auch den Hausa am Südrand der Sahara.

Doch die Frage, die sich dem Leser wohl von Anbeginn an stellt, ist wohl die: Warum wurden in der Vergangenheit wohl Trepanationen durchgeführt?

Zuerst muß man feststellen, daß nicht jedes Loch in einem Schädel auch eine Trepanation ist: Ich möchte hier zwischen echten Trepanationen und Pseudotrepanationen unterscheiden. Beide können zu Lebzeiten oder auch postmortal entstanden sein. Als Ursachen für Pseudotrepanationen zu Lebzeiten kommen in Betracht: Traumata (z.B. Frakturen durch Hiebverletzungen), aber auch osteolytische Knochentumore (z.B. Knochenmetastasen bei einem Nierenkarzinom), oder Infektionen

(z.B. Knochentuberkulose) (In diesem Zusammenhang möchte ich eine Behauptung richtigstellen, die immer wieder durch die zum Thema "historische Trepanationen" ohnehin sehr spärliche Literatur geistert: nämlich daß Lues (=Syphilis) die Ursache von Pseudotrepanationen sein kann: Diese Aussage ist prinzipiell richtig, aber diese Krankheit wurde vom Steuermann Pincon und anderen Mitgliedern der Schiffsbesatzung des Christoph Kolumbus von den Antillen nach Spanien im März 1493 eingeschleppt und verbreitete sich von dort aus rasch bis nach Südfrankreich. Also können wir die Lues als Ursache für Pseudotrepanationen im uns interessierenden Zeitraum ausschließen, was aber natürlich nicht für spätere Zeit gilt, da die Lues oft im späteren Stadium tatsächlich mit zum Teil beträchtlichen Knochenzerstörungen, vor allem des Kopfes, verbunden ist.) Die Ursachen für postmortale Pseudotrepanationen sind denkbar vielfältig: Durch Nagetiere, Insekten, Wurzeln, um nur einige zu nennen, aber auch durch Schaufeln können bei unsachgemäßer Bergung Pseudotrepanationen verursacht werden.

Es ist anzunehmen, daß die Indikationen für Trepanationen eine Entwicklung durchgemacht haben: So stand am Anfang wahrscheinlich die rein magisch bedingte Trepanation, die aber bald durch die zumindest zum Teil, wenn nicht gar rein therapeutische Trepanation abgelöst wurde, wobei man hier nicht heutige Maßstäbe anlegen darf. Eine Eröffnung des Schädels um Kopfschmerzen oder Epilepsie zu heilen, sind durchaus als Therapie der Wahl in der damaligen "Schulmedizin" zu



erstehen, ja, sie blieben es bis ins 8. Jht.. Die Hauptindikation für die Trepanation bildeten aber wahrscheinlich Schädelbrüche, wobei zum Teil auch eine Fraktur angenommen und trepaniert wurde, wenn dies gar nicht der Fall war, wie z.B. bei Kopfschmerzen, wie zeitgenössische Berichte aus der Südsee, wo noch heute trepaniert wird, belegen.

Doch wie verhält es sich bei den sogenannten symbolischen Trepanationen, die alle in Schabtechnik (siehe Kap. III) ausgeführt wurden? Beispiele für diese sind in Österreich von der Steinzeit bis hin ins Frühmittelalter zu finden: So handelt es sich beim jungsteinzeitlichen Individuum von Gaiselberg und beim frühbronzezeitlichen Individuum von Stillfried-Auhagen um symbolische Trepanationen, ebenso bei den urnenfelderzeitlichen, den römisch-frühmittelalterlichen und den awarischen Manipulationen. Bei den latènezeitlichen Trepanationen kommen auf acht chirurgische Trepanationen sechs symbolische. (Siehe die Liste der keltischen Trepanationen in Österreich im Anhang).

Doch warum wurden nun auch symbolische Trepanationen durchgeführt, manchmal, wie Grab 6 aus Guntramsdorf beweist, bei einer Person, an der auch chirurgische Trepanationen durchgeführt wurden?

Wie Berichte aus Ozeanien bezeugen, werden auch heute noch symbolische Trepanationen aus meist magisch-religiösen Gründen durchgeführt, oft von Müttern an ihren Kindern, um ein langes Leben zu garantieren, Glück zu bringen und ähnliches. Vielleicht wurden sie bei den Kelten im Rahmen einer Heilbehandlung vorgenommen, der magisch-

religiöse Vorstellungen zu Grunde lagen. Ich persönlich bin kein Anhänger dieser These, da auf einer so hohen Kulturstufe, wie sie die Kelten besessen haben, der magische Charakter der Trepanation vermutlich bereits fast vollständig verloren gegangen war. Ich halte es für wahrscheinlich, daß die symbolische Trepanation als eine leichtere Therapie bei mäßigem Kopfschmerz oder einer leichten Form der Epilepsie galt, da man sich der Risiken einer richtigen chirurgischen Trepanation sicher bewußt war, aber trotzdem nicht gänzlich auf diese "hervorragende" Behandlungsmethode verzichten wollte. Es wäre denkbar, daß ein Mediziner, der chirurgische Trepanationen durchführte, bei sehr schwachen Patienten oder wenn er aus einem anderen Grund schonendes Vorgehen für angebracht hielt, nur symbolisch trepanierte.

Das würde auch die symbolische Trepanation am Schädel aus Guntramsdorf, Grab 6 erklären. Die Reihenfolge der Trepanationen dürfte wahrscheinlich (nach ihrer Ausheilung) so gewesen sein: Einfachbohrung, symbolische Trepanation, Dreifachbohrung. Vielleicht litt der Mann an Epilepsie, und ließ sich mit einer Trepanation behandeln, wobei die ausgesägte Rondelle wieder als Obturator verwendet wurde (Sie also der Arzt nach ihrer Entfernung wieder an ihrer ursprünglichen Stelle im Knochen einsetzte). Nachdem diese Operation keinen Erfolg zeigte, ließ er sich von einem anderen Arzt behandeln, der, etwas vorsichtig, nachdem eine chirurgische Trepanation keinen Erfolg gezeigt hat, eine symbolische Trepanation durchführte. Wieder zeigte sich kein Erfolg. Verärgert wandte sich

der Mann (seit der ersten Trepanation waren schon Jahre vergangen, wie die Ausheilung der ersten Trepanation beweist), wieder an den ersten Arzt (Die 4 in Bohrtechnik trepanierten Schädel von Guntramsdorf und Katzelsdorf sind die einzigen Bohrtrepanationen in der keltischen Welt - es ist also anzunehmen, daß sie alle von einem einzigen Arzt ausgeführt worden waren, der diese Technik in Griechenland oder Rom erlernt hatte, und nun im Gebiet des heutigen südlichen Niederösterreichs ein Leben als Wanderarzt führte, was ja das hippokratische Ideal war, nachdem Hippokrates selbst ein Wanderarzt war). Dieser erste Arzt aber kam zum Ergebnis, bei der ersten Trepanation zu schonend vorgegangen zu sein, und führte nun eine Dreifachbohrung durch.

Das Indikationsgebiet für chirurgische Trepanationen erweiterte sich im Laufe der Zeit ständig, und die Behandlung von Schädelbrüchen trat in den Hintergrund, nachdem stumpfe Hieb- und Stichwaffen wie Steinkeulen immer seltener wurden und von Hieb- und Stichwaffen zunehmend ersetzt wurden. Als wichtigste Indikationen für eine Trepanation kamen dann in Betracht:

- Kopfschmerzen,
- Epilepsie,
- Erblindung,
- Knochenentzündungen,
- Knochentumore,
- Hydrozephalus (Wasserkopf),
- Enzephalitis (Hirnentzündung)
- und natürlich Verletzungen.

Knochenstücke, die aus dem Hirnschädel entfernt wurden, bezeichnet man als Rondellen. Diese wurden zum Teil durchbohrt, auf eine Schnur gefädelt und als Amulette verwendet (siehe Abbildung 1). Dieser Brauch



scheint aber weltweit nur auf Teile Europas beschränkt gewesen zu sein, also ist es infolgedessen falsch zu behaupten, der eigentliche Zweck der Trepanation sei die Gewinnung von Rondellen gewesen. Außerdem hat die nähere Untersuchung von Rondellen ergeben, daß diese fast alle postmortal gewonnen wurden. Schädel, die postmortal trepaniert wurden, sind laut D. Wölfel leicht von therapeutisch trepanierten zu unterscheiden, da sich bei diesen Umfang und Lokalisation (meist an das Foramen magnum anschließend oder in der Schwerpunktstelle des Scheitels) der Trepanation deutlich von der therapeutischen Trepanation unterscheiden.

Der Glaube an große therapeutische Kräfte von Teilen des menschlichen Schädels hat sich bis ins 18. Jht. erhalten. In einer Abhandlung der römisch-kaiserlichen Akademie zu Nürnberg heißt es etwa im Jahre 1759:

"Mittel gegen die fallende Sucht. Pulvis epilepticus ordinarius officinae Regiae. Nehmet geraspelte Menschenhirnschale eines Gehangenen, welches mit Wasser wider die fallende Sucht (auqua epileptica) ohne Feuer zu einem zarten Pulver zerrieben worden ist, bereitete rothe Korallen, Eichenmistel, die zur gehörigen Zeit gesammelt worden, machet daraus ein Pulver, davon man einem Kinde einen halben Scrupel, anderen aber einen Scrupel bis zu einem Quentchen geben kann." Weiter unten in diesem Buch heißt es: "Bereitung der Menschenhirnschale gegen Tobsucht, Raserei, fallende Sucht, Schlag und andere Krankheiten des Gehirnes. Nehmet zart geraspelte Menschenhirnschale soviel euch beliebt, zerstoßet sie in einem steinernen Mörser mit einem

tauglichen destilirten Wasser zu einem Brey etc. Man muß sich aber hiezu der Hirnschale eines Menschen bedienen, der nicht begraben worden, sondern eines gewaltsamen Todes gestorben und wo möglich gehangen worden ist, damit die Hirnschale von der Sonne und den Sternen hat beschienen werden können. Man soll vielmehr von dem vorderen als hinteren Theil der Hirnschale nehmen."

In einer anderen Abhandlung der römisch-kaiserlichen Akademie aus dem Jahre 1767 wird berichtet, daß ein Kranker, der jahrelang gelähmt war, durch das Tragen eines Stückchens Hirnschale eines Gehängten vollkommen geheilt wurde. Bemerkenswert ist, daß auch hier die Verwendung von postmortal gewonnenen Schädelfragmenten vorgeschrieben ist, obwohl bei der Menge an Trepanationen zu dieser Zeit kaum ein Mangel an intravital gewonnenem Material vorhanden gewesen sein kann.

Eine andere Verwendung von Rondellen war die als Obturatoren, also zur Ausfüllung des Knochendefektes, der bei einer Trepanation entstand.

Doch dazu Genaueres im folgenden Kapitel.

III: Instrumente, Techniken und Durchführung von Trepanationen

Die ursprüngliche Technik der Trepanation ist die sogenannte Schabtrepanation. Sie war die einzige Methode, die in der Steinzeit zur Verfügung stand, wurde aber auch von den Kelten sehr häufig verwendet. Die heutigen Trepanationen von Völkern der Südsee werden auch

ausschließlich mit dieser Technik durchgeführt.

Das Instrumentarium des steinzeitlichen Chirurgen war vermutlich ein Stück Feuerstein mit scharfen Kanten, in der Südsee verwendet man heutzutage kleine Klingen aus Obsidian (=vulkanischem Glas), Haifiszähne, Steinsägen und auch Steinklingen.

Es gibt zwei Arten der Schabtrepanation: Das Flächenschaben, bei dem der Schädelknochen an einer Stelle durchgeschabt wird, und das Ringzonenschaben, bei der ein Ring geschabt wird, sodaß man eine Rondelle entnehmen kann.

Als Beispiel für den Ablauf einer Schabtrepanation mag folgendes Beispiel der Versorgung einer Schädel-fraktur dienen: *"Auf Neu-Britannien wäscht der Operateur seine Hände mit dem Wasser einer jungen Kokosnuß, das, wenn nicht bis zu einem gewissen Grad antiseptisch, zumindest doch absolut keimfrei ist. Die Schädelchwarte wird losgelöst und von zwei Gehilfen zurückgezogen, bis der verletzte Teil bloßliegt. Mit einem Stück Kokoschale mit geschärftem Rand werden die eingedrückten Knochenteile vorsichtig herausgehoben. Sieht der Operateur das Gehirn in pulsierender Bewegung, dann verspricht er sich rasche Heilung, findet er es bewegungslos, so sucht er nach eingedrungenen Knochensplintern. Dann wird die eingedrückte Partie von allen scharfen Rändern durch Umschneiden oder Abschaben befreit, wobei der Operateur sorgfältig das Hineinfallen der abgeschabten Knochenteile vermeidet. Das Trepanationsloch wird mit einem Stück Baumast oder einem Stück Bananenherz-*



blatt, das über einem rauchenden Feuer desinfiziert wurde, bedeckt, und das abgehobene Stück Schädelschwarte wieder sorgfältig an seinen Ort gebracht, worauf wieder eine Waschung der Wunde mit Kokoswasser erfolgt. Ein weitmaschiger Verband aus Rohrstreifen hält alles dann in der richtigen Lage fest. - Zum Abschluß werden noch Zaubermittel angewendet, um die Heilung zu befördern.... Wie alle Berichterstatter übereinstimmend sagen, ist

der Patient während der Operation bewußtlos, nur gelegentlich und für ganz kurze Zeit kommt er zu sich." (D. Wölfel, Ciba- Zeitschrift Basel, November 1936).

Diese Beschreibung spricht mehrere Dinge an, die für die Durchführung jeder Trepanation wichtig sind.

Das erste ist die Verwendung "aseptischer" Mittel bei der Trepanation. Man muß sich natürlich vor Augen halten, daß die Völker dieser Kulturen keine

Ahnung vom Wesen der Infektion haben. (Ja, sogar unsere Kultur war bis Mitte des vorigen Jahrhunderts dahingehend ahnungslos.) Trotzdem gibt es in jeder Kultur, in der Trepanationen durchgeführt werden, "aseptische" Mitteln. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über diese um die Jahrhundertwende bei Völkern, die Trepanationen durchgeführt haben.

Region	Volk	"Aseptisches Mittel"
Brasilien	Indianer v. Karaya	Kohlepulver
	Indianer von Eugano	heiße Asche
Alaska	Eskimos	Zedernharz
Vorderasien	Annamiten	Asche v. "Opferstäbchen"
Nordafrika	Kabylen	Harz, Pech
Südsee	Insulaner	Kokosmilch (wirklich keimtötend)

(Nach F. Jenker: Prähistorische und Präcolumbianische Schädeltrepanation, Paracelsus-Schriftenreihe der Stadt Villach, Klagenfurt 1966)

Ein ähnliches "heilungsförderndes" Mittel des europäischen Mittelalters etwa war Gänsekot, vermischt mit Asche. Generell kann man sagen: So verschieden diese Mittel auch sein mögen, in einem gleichen sie sich (bis auf die Kokosmilch), nämlich in ihrer Schädlichkeit für den Patienten, da diese Mittel eine heftige Fremdkörperreaktion des Organismus und damit eine Entzündung hervorrufen.

Weiters muß man dazu sagen, das bei einer Trepanation nie die harte Hirnhaut (=Dura mater) beschädigt werden darf, denn die Blutung, die dann entsteht, ist auch für einen modernen Neurochirurgen unangenehm. Die einzige Ausnahme bildete die Versorgung von Wunden mit subduralen Hämatomen, wobei solche Verletzungen sicher eine sehr schlechte Prognose

aufwiesen. Weltweit gibt es keinen einzigen trepanierten Schädel mit Anzeichen eines Epiduralhämatoms (z.B. Fraktur über einer Gefäßfurche), es ist also anzunehmen, daß diese Patienten vor Durchführung einer Trepanation verstarben.

Als Nächstes stellt sich die Frage der Anästhesie. Ob es in der europäischen Steinzeit eine solche gegeben hat, kann man nicht sicher beantworten, aber nachdem wahrscheinlich bereits im Neolithikum Rauschgetränke bekannt waren, ist anzunehmen, daß diese bei Trepanationen verwendet wurden. Sowohl aus der Sicht des Patienten, als auch aus der des Operateurs gibt es eigentlich nur Gründe, die dafür sprechen: Der Patient verspürt keine Schmerzen, und der Operateur wird nicht durch Bewegungen des Patienten bei

seiner Arbeit gestört. Gerade letzterer Grund ist ungemein wichtig, da der Operateur ja unbedingt darauf achten muß, nicht die Hirnhäute zu verletzen, und schon kleinste Bewegungen des Patienten im entscheidenden Augenblick dazu führen können. Das hauptsächliche Narkosemittel in Europa wird wohl der Alkohol gewesen sein, den der Patient vor der Trepanation bis zur Bewußtlosigkeit trinken mußte. Ab dem frühen Mittelalter bis zum Aufkommen der Chloroformnarkose war Alkohol das einzige Narkosemittel, das überhaupt verwendet wurde, vor allem wegen seiner leichten Verfügbarkeit und seiner hervorragenden Wirkung.

Großflächige Defekte im Schädelknochen wurden häufig mit sogenannten Obturatoren abgedeckt, was noch heute hauptsächlich mit Titanplatten durch-



geführt wird. Die Absicht, die hinter der Verwendung von Obturatoren steht ist folgende: Wenn eine Trepanation ausgeheilt ist, ist an dieser Stelle das Gehirn nicht mehr von der Schädelkapsel geschützt. Schon ein schwacher Schlag auf diese Stelle kann Bewußtlosigkeit, Übelkeit, Kopfschmerzen, usw. hervorrufen, ja, eine sonst harmlose Verletzung kann den Tod des Patienten bedeuten. Um diesem Problem abzuhelpfen, entstand schon in der Steinzeit die Idee, das fast freiliegende Hirn an der Trepanationsstelle zu schützen. Die Verwendung von Obturatoren ist im ganzen Verbreitungsgebiet der Trepanation anzutreffen. In Europa wurden dazu hauptsächlich Rondellen aus fremden Schädeln verwendet, aber es wurde auch die beim Trepanieren entstehende Rondelle wieder an ihren ursprünglichen Platz zurückgesetzt, wie etwa beim Schädel aus Guntramsdorf. Wurde ein Stück aus einem fremden Schädel eingesetzt, waren die Folgen für den Patienten nicht gerade angenehm: nachdem das fremde Knochenstück einen anderen Antigencharakter als das eigene Knochengewebe hatte, kam es unweigerlich zu einer Abstoßungsreaktion des Körpers gegen den fremden Knochen- die Folge war eine heftige Entzündung. Vielleicht reichte das Wissen mancher Trepanatoren soweit, die fremde Rondelle vorher auszukochen, da dadurch erstens das einer frisch gewonnenen Rondelle anhaftende Gewebe abgelöst wurde, und zweitens die Proteine, die die Antigenstruktur bildeten, denaturiert wurden und folgedessen keine Fremdkörperreaktion bei Implantationen entstand?

In der Südsee werden noch heute Baumbaststückchen, Aststücke und Scheiben von Kokoschalen als Obturatoren verwendet, wobei auch bei diesen Materialien mit einer heftigen Reaktion zu rechnen ist. Besser stellt sich die Situation bei Verwendung von nichtorganischen Materialien als Obturatoren dar: So wurden etwa in Peru trepanierte Schädel mit Obturatoren aus Gold und Silber gefunden.

Die zweite große Trepanationstechnik ist die der Schnittprepanation.

Ausgeführt wurde diese Technik mit kleinen Handsägen aus Eisen. Abbildung 2 zeigt drei keltische Trepanationssägen und zwei des Volkes der Chaouias aus Algerien vom Ende des 19 Jhts. Die Übereinstimmung mit den keltischen Geräten ist auffällig, auch sind diese Geräte aus Eisen, während überall sonst in der antiken Welt Trepanationsgeräte aus Bronze gefertigt worden sind. (J. A. Brongers leitet aus diesem Umstand her, daß es eine direkte Verbindung zwischen Kelten und Nordafrika gegeben haben muß. Ich möchte diese These hier kommentarlos wiedergeben, da ich nicht qualifiziert bin, näher darauf einzugehen.)

Bei der Schnittprepanation gibt es den Überkreuzungsschnitt und den Rundschnitt, wobei letzterer hauptsächlich in Peru angewandt wurde.

Bei der ersten Technik wird mit vier bzw. drei linearen Schnitten eine Rondelle mit der Form eines Rechteckes bzw. Dreieckes aus dem Schädel geschnitten. Bei der Rundschnitttechnik wird ein Kreisbogen gesägt, sodaß man anschließend

eine runde Rondelle entnehmen kann.

Schab- und Schnittprepanation sind oft schwer bis gar nicht voneinander zu unterscheiden. Der Grund liegt darin, daß bei beiden Techniken meist abschließend die Knochenränder abgeschabt und geglättet wurden. Nach dieser abschließenden Behandlung blieb etwa eine rechteckige Überkreuzungsschnittprepanation als rundes oder ovales Loch zurück, das man leicht mit einer Schabtrepanation verwechseln kann. Ich nehme an, daß viele der bekannten Schabtrepanationen in Wirklichkeit Schnittprepanationen sind, aber es unmöglich ist, das festzustellen.

Die Kelten verwendeten Schab- und Schnittprepanationen, mit den 3 bekannten Ausnahmen, nämlich den weiter oben behandelten Bohrtrepanationen aus Niederösterreich.

Die dritte große Trepanationsmethode ist die Bohrtrepanation.

Die einzige Methode der Bohrtrepanation, die im Altertum verwendet wurde, war der Kronenbohrtrepan, der höchstwahrscheinlich eine griechische Erfindung ist. Der Trepan war ursprünglich eine einfache Bronzeröhre, die an einem Ende mit Sägezähnen versehen war. Dieses Gerät wurde nun auf den Schädelknochen aufgesetzt und durch Drehen eine Rondelle ausgesägt. Diese Methode stellte eine gewisse Erleichterung gegenüber der keltischen Schnitt- und Schabtrepanation dar, da sich die Operation etwas verkürzte und vereinfachte. Doch noch war die ganze Prozedur trotzdem recht langwierig, da die Umdrehungszahl der Trepanen recht gering war. Schließlich wurde die



Methode der ägyptischen Zimmerleute, ihren Bohrer anzutreiben, für die Trepanation adaptiert. Diese trieben ihre Bohrer, die sie mit der einen Hand hielten, mit einem Bogen an, den sie mit der anderen hin- und herbewegten. Da sich durch die Reibung des Bohrers in der Hand beträchtliche Hitze entwickeln konnte, wurde dieser nicht direkt gehalten, sondern mittels eines hölzernen Widerlagers in der Hand, auf das der Bohrer gesetzt und durch Druck auf die Unterlage fixiert wurde (Siehe Abbildung 3). Doch nun ergab sich mit dieser Methode und der daraus resultierenden hohen Umdrehungsgeschwindigkeit bei der Trepanation folgendes Problem: Am Anfang, bis die Zähne wirklich gefaßt hatten, rutschte der Trepan auf dem Knochen hin und her, und lädierte unnötig den Knochen auch an Stellen, an denen man eigentlich nicht trepanieren wollte.

Die Lösung des Problems bestand darin, in der Mitte des Trepanationszylinders einen vorstehenden Dorn einzubauen, der sich zuerst in den Knochen bohrte und so zur Zentrierung der eigentlichen Säge diente. Doch bald zeigte sich, daß mit dem vorstehenden Dorn sehr oft die Hirnhäute beschädigt wurden. So wurde schließlich der Dorn so konstruiert, daß man ihn entfernen konnte, nachdem die Säge einmal Halt gefunden hatte.

Der aussagekräftigste Fund in bezug auf Kronenbohr-trepanation wurde 1924 im großen römischen Gräberfeld von Bingen gemacht. In einem reich ausgestatteten Brandgrab eines Arztes, das auf die erste Hälfte des zweiten Jhts. n. Chr. datiert wurde, fand sich ein komplettes Trepanationsset (Siehe Abbildung

4), bestehend aus einem zusammenklappbaren Trepanierbogen, zwei Kronenbohrtrepanen mit entfernbarem Zentrierungsdorn und einer Art Becher, der den Handschutz darstellt. Alle Gegenstände sind aus Bronze gefertigt. Nach J. A. Brongers ist zumindest der Trepanationsbogen direkt aus Ägypten importiert worden. Auf alle Fälle hatte der Bingerer Arzt Kontakte dorthin, denn unter seinen Grabbeigaben befindet sich ein bronzenes Nilferd mit einer Uraeus-Schlange auf seinem Kopf, das zweifellos ägyptischen Ursprungs ist.

Eine Mischform zwischen Schnitt- und Bohrtrepanation möchte ich nicht unerwähnt lassen, obwohl sie bis jetzt erst an zwei Schädeln in Peru gefunden wurde: Hierbei werden im Abstand von circa einem Zentimeter voneinander kleine Löcher kreisförmig um die beabsichtigte Trepanationsstelle in den Knochen gebohrt. Diese Löcher werden dann mittels eines Rundschnittes verbunden und so die Rondelle entnommen.

Doch wie wurde jetzt so eine Bohrtrepanation "medizinisch richtig" durchgeführt? "Der Vater der Ärzte", Hippokrates, gibt dazu ausführliche Anweisungen:

"Über die Schäfeldurchsägung muß man, wenn die Notwendigkeit eintritt, bei einem den Schädel anzusägen, folgendes wissen. Wenn man die Behandlung von Anfang an übernommen hat und sägt, darf man den Knochen nicht gleich ganz bis auf die Hirnhaut durchsägen; denn es ist nicht zuträglich, wenn die Hirnhaut lange Zeit vom Knochen entblößt und somit Schädigungen ausgesetzt ist, sondern sie würde irgendwie schließlich schwammig

werden. Es besteht auch noch eine andere Gefahr, wenn man sofort den Knochen, nachdem man ihn bis auf die Hirnhaut ausgesägt hat, entfernen wollte, nämlich die, bei dem Eingriff mit der Säge die Hirnhaut zu verletzen.

Man muß vielmehr beim Sägen dann, wenn der Knochenteil beinahe ganz durchgesägt ist und sich bereits zu bewegen anfängt, mit dem Sägen einhalten und den Knochenteil sich von selbst loslösen lassen. Denn an einem angesägten Knochen, bei dem man mit dem Sägen innegehalten hat, kann nicht wohl ein Schaden entstehen; wird doch das übriggelassene Stück nunmehr dünn. Die weitere Behandlung muß eine solche sein wie sie für die Wunde angemessen erscheint. Beim Sägen muß man die Säge wegen der Erhitzung häufig aus dem Knochen herausheben und in kaltes Wasser tauchen. Die durch die Umdrehung erhitzte Säge erhitzt und trocknet nämlich den Knochen aus, versengt ihn und bewirkt so, daß sich der die Sägestelle umgebende Knochen auf eine größere Strecke hin, als er es tun sollte, davon ablöst. Auch wenn man den Knochen sofort bis auf die Hirnhaut aussägen und dann den Knochen herausnehmen will, muß man ebenfalls die Säge häufig herausnehmen und in kaltes Wasser tauchen.

Wenn man die Behandlung jedoch nicht von Anfang übertragen bekommt, sondern von einem anderen übernimmt, wobei man mit seiner Behandlung hinterherkommt, so muß man sofort mit einer schärfer gezahnten Säge (weil die purulenten Knochenteile von dem gewöhnlichen Trepan zu stark eingerissen würden, Anm. d. Übers.) den Knochen bis auf die Hirnhaut durchsägen, dabei aber unter



wiederholtem Herausnehmen der Säge sowohl sonstwie als auch mit Hilfe der Sonde rings um die Bahn der Säge herum untersuchen Die Durchsägung des Knochens geht nämlich bedeutend schneller vonstatten, wenn sich zu der Zeit, zu der man sägt, bereits Eiter unter dem und in dem ganzen Knochen gebildet hat, und oft ist der Knochen zufällig hervorstehend, zumal dann wenn sich die Wunde an einer Stelle des Kopfes befindet wo der Knochen zufällig eher dünn als dick ist. Man muß achtgeben, daß man beim Ansetzen der Säge nicht im unklaren ist, vielmehr muß man immer an der Stelle, wo der Knochen augenscheinlich am dicksten ist, an diese die Säge aufsetzen, wobei man häufig nachsieht und versucht, den Knochen durch Hin- und Herbewegungen hochzubringen. Nachdem man ihn entfernt hat, behandle man im übrigen, wie es für die Wunde angesichts des Sachlage zuträglich scheint.

Wenn man die Behandlung von Anfang an übernimmt und sofort nach der Säugung den Knochen von der Hirnhaut ablösen will muß man gleichfalls häufig mit der Sonde den Gang der Säge beobachten, die Säge stets auf die dickste Stelle des Knochens aufsetzen und durch Hin- und Herbewegungen den Knochen zu entfernen suchen. Wenn aber der Drillbohrer (Anmerkung meinerseits: Für diese hier von Hippokrates beschriebene zweite Methode der Bohrtrepanation existieren keine anderen Belege noch irgendwelche Funde. Man nimmt an, daß hier mit einem kleinen Bohrer Bohrloch neben Bohrloch in Kreisform gesetzt wurde und so schließlich die Rondelle entnommen werden konnte.) nötig ist, so komme man

nicht bis auf die Hirnhaut, falls man die Bohrung bei einem vornimmt, dessen Behandlung von Anfang übernommen hat, sondern lasse eine dünne Schicht des Knochens stehen, wie das auch bei der Durchsägung beschrieben worden ist." (Die Werke des Hippokrates, übersetzt von R. Kapferer, Stuttgart 1938)

Anschließend an diese medizinische Anleitung des Hippokrates möchte ich eine Quelle zitieren, die uns zeigt, wie der praktische Ablauf einer solchen Trepanation war. Es handelt sich hierbei um eine Beschreibung der Trepanation bei den Serben im vorigen Jahrhundert. Es ist nicht anzunehmen, daß sich der Ablauf einer Trepanation im Altertum wesentlich von der hier geschilderten Prozedur unterschieden hat.

"Ungefähr 1870 bediente man sich einer ganz einfachen Trepanirsäge. Sie ist eine offene Stahlröhre im Durchmesser bis 2 cm und von 12 bis 25 cm lang. An einem Ende ist die cylindrische Röhre circular mit kleinen scharfen Zähnen versehen. Vor der Ausführung der Trepanation trifft der Operateur eine Verständigung mit dem Kranken oder Verwandten desselben, dahin gehend, daß ihn keine Verantwortlichkeit trifft, falls der Patient stirbt. Kinder unter 14 Jahren wollte man in keinem Fall trepaniren; Greise nur sehr ungern.

Der Operateur hält dann eine Consultation, ob der Kranke genügend stark ist, die Operation ohne Anwendung von Narcotica auszuhalten. Ist dies nicht der Fall, so verabreicht er einem Manne 1 Liter Branntwein, einer Frau 3/4 Liter, welches Quantum womöglich auf einen Zug geleert werden soll. Hierauf kommt ein Assistent des Arztes und stopft dem

Patienten die Ohren gut mit Watte, damit er das sehr unangenehme Sägeklirren des Knochens nicht höre. (Anmerkung meinerseits: Eine sinnlose Maßnahme, da dadurch nur die Luftleitung des Schalls, nicht aber die Knochenleitung unterbunden wird) Dann setzt man den Kranken auf einen Stuhl. Auf der ausrasirten Haut macht dann der Operateur mit einem scharfen Messer einen Einschnitt bis zum Knochen in Form zweier zusammenstoßender Dreiecke. Einige Ärzte schneiden die Haut in vier Dreiecke und in beiden Fällen werden die Hautstücke von dem Hirnschädel umgestülpt. Wenn diese Manipulation fertig ist, nimmt er ein scharfes Messerchen und schabt damit das Fleisch von dem bloßgelegten Knochen gründlich ab, so daß der reine weiße Ton der Farbe hervorschimmert. Das herumfließende Blut wird mit Watte aufgesogen. Dann wendet er verschiedene pflanzliche blutstillende Mittel an. Hierauf nimmt er den Trepan und dreht ihn kreisförmig an der ausgewählten Stelle, aber immer auf einer Seite etwas stärker drückend. Auf diese Weise wird der stärker gedrückte Halbkreis früher abgesägt. Ist dies erreicht, dann hört er mit dem Bohren auf, legt den Trepan auf die Seite und nimmt drei feingebogene Haken; einen davon übergibt er dem Assistenten, die zwei anderen behält er für sich und beide führen dann alle drei Haken unter die halbdurchsägten Knochenlamellen und ziehen gemeinschaftlich auf's Commando das runde Knochenstück heraus. Gleich nach der Reinigungsprozedur läßt er die Hautdreiecke über das trepanierte Loch fallen und näht sie gut zusammen. Die Wunde wird jetzt vollkommen mit



Pflaster ausgestopft und darüber eine Binde gelegt, um das Pflaster an seiner Stelle zu halten. Der Operateur bekommt seinen Lohn. Die Hautwunde heilt gewöhnlich in 15 Tagen, aber starke und junge Leute genesen vollkommen erst 40 Tage nach der Trepanation, die schwächeren und älteren nach 2 Monaten. Als einzige Diät bleibt den Trepanierten das ewige Verbot, nie Schweinefleisch zu genießen." (Nach S. Trojanovic: Die Trepanation bei den Serben. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 31, 1900).

Prinzipiell war es so, daß man bei der Bohrtrepanation, wenn man es für notwendig hielt, nicht nur eine Bohrung setzte, sondern mehrere ineinander übergehende, manchmal zwei, manchmal sogar drei, die dann meist kleblattförmig angeordnet wurden. Der Grund mag darin liegen, daß man nur auf diese Art die Größe der Trepanation bestimmen konnte. Es gab zwar Trepane mit verschiedenen Durchmesser, was aber nach oben durch die immer schwierigere Handhabung (der größte bekannte Trepan, der in Niederbieber gefunden wurde, hat einen Durchmesser von 6-6,5cm) begrenzt wurde. Außerdem konnte man von einem wandernden Arzt, der eher selten Trepanationen durchführte, nicht erwarten, ein ganzes Set von Trepanen mit verschiedenstem Durchmesser mit sich zu führen.

Die Frage, wieviel Zeit die Durchführung einer Trepanation in Anspruch genommen hat, ist schwer zu beantworten, da dementsprechende Quellen fehlen. Wir sind also auf den Vergleich mit

heutigen "prähistorischen" Trepanationen angewiesen.

So benötigen etwa die Babiri (Schädelspalter) der Rifkabylen in Nordafrika für die Durchführung einer Trepanation in Schabtechnik drei bis vier, manchmal sogar bis zu sieben Stunden. Paul Broca (1867) und später der Engländer Parry führten zuerst an Tieren, später auch an Leichen Trepanationen in Bohr- und Schnitttechnik durch, und benötigten dafür zwischen 30 und 60 Minuten. Es wurden dann noch von anderen Forschern mit alten Instrumenten Trepanationsversuche durchgeführt, sodaß man sagen kann, daß ein geübter Operateur für eine Bohrtrepanation im Schnitt etwa 35 Minuten braucht, für eine Schnitttrepanation etwas länger.

Anders stellt sich die Situation dar, wenn die Trepanation in mehreren Sitzungen durchgeführt wird. So führten etwa die Chaouias aus Algier im vorigen Jahrhundert ihre Schnitttrepanationen meist in täglichen Sitzungen durch, wobei der Knochen jeden Tag ein bißchen mehr angesägt wurde. So benötigte ein Chirurg dieses Volkes etwa fünfzehn bis zwanzig Tage, um ein Knochenstück von der Größe eines Pennys zu entnehmen. Es wäre auch denkbar, daß vereinzelt auch bei der Bohrtrepanation in mehreren Sitzungen trepaniert wurde. Das wäre eine andere Deutungsmöglichkeit für die Tatsache, daß beim Schädel aus Katzelsdorf die dritte der kleblattförmig angebrachten Bohrungen unvollendet blieb, da der Patient zwischen den Sitzungen verstarb. (Die wahrscheinlichere These ist, daß der Patient direkt während des Eingriffs, bei dem alle drei

Bohrungen auf einmal durchgeführt wurden, verstarb. Daß der Knochen keine Zeichen einer Heilung aufweist, ist aber nicht unbedingt als Zeichen einer Durchführung der gesamten Trepanation in einer Sitzung zu werten. Wenn nämlich der Operateur z.B. jedes Loch auf zwei Etappen in täglichen Sitzungen bohrt und zusätzlich vielleicht noch die Ränder der vorigen Löcher jedesmal etwas ausschabt, wäre der Patient am fünften Tag nach Beginn der Trepanation gestorben. In dieser Zeit bildet sich nur bindegewebiger Kallus, der, wenn er nicht schon bei den darauffolgenden Sitzungen weggeschabt wurde nach dem Tod des Patienten ebenso verwest wie jedes nicht knöcherne Gewebe.)

Die letzte Frage, mit der ich mich beschäftigen will, ist die der Überlebensrate von Trepanationen.

Prinzipiell ist es schwierig, anhand der wenigen vorhandenen trepanierten Schädel allgemeingültige Aussagen zu machen. Die Überlebensrate von Trepanationen in der Steinzeit und im Altertum schien aber tatsächlich um die 60-70% betragen zu haben, um dann in Mittelalter und Neuzeit wieder abzusinken. (Die Gründe dafür habe ich bereits weiter oben angeführt.) Der von Teschler-Nicola und Urban aufgestellten These, daß die Bohrtrepanation der Schnitt- und Schabtrepanation in bezug auf die Überlebensrate unterlegen war, und sich deshalb bei den Kelten nicht durchsetzen konnte, kann ich mich nicht anschließen.

Die Todesfälle in bezug zu Trepanationen kann man in drei Gruppen unterteilen:

1. Tod während der Trepanation. Die hauptsächliche Ursache dafür war, daß der



Operateur die Hirnhäute verletzte und die dadurch entstehende Blutung zum Tod des Patienten führte, sei es durch den Blutverlust (nur wenn große Gefäße oder ein Sinus verletzt wurde), sei es durch die dadurch entstehende Kompression des Gehirnes.

2. Tod als Folge einer Trepanation. Hier sind vor allem Infektionen zu nennen, die entweder eine Sepsis (Blutvergiftung) oder eine Meningitis (Hirnentzündung) hervorriefen. Auch könnte so mancher Todesfall durch übermäßige Anwendung des Narkosemittels (Alkohol) verursacht worden sein.

3. Tod trotz Trepanation. Vor allem bei schweren Verletzungen, bei starken Entzündungen, bei Knochenmetastasen im Schädel usw. war eine therapeutische Trepanation vergebens - der Patient wäre auch ohne ihre Durchführung verstorben.

Man kann also sagen, daß auch bei unterschiedlichen Techniken wie Schab- und Bohrtrepanation die möglichen späteren Folgen die gleichen waren, nämlich eine Entzündung, und deren Eintritt war nicht von der verwendeten Technik abhängig, sondern vom Immunstatus des Patienten und der weiteren Behandlung der Wunde. Der einzige Punkt, worin die Schabtrepanation der Bohrtrepanation bei der Überlebensrate überlegen sein hätte können, wäre die Tatsache, daß weniger Patienten direkt bei der Operation selbst verstarben. Doch ob dieser Fall eintrat, hing nur von der Sorgfalt und dem Geschick des Operateurs ab, nicht von der verwendeten Technik. Nur mit der

entsprechenden Umsicht konnte er die ziemlich kritische Verletzung der Hirnhäute vermeiden.

Außerdem kennen wir in der keltischen Welt nur 4 Bohrtrepanationen, die höchstwahrscheinlich von ein- und demselben Arzt ausgeführt wurden. Wer sagt, daß dieser Arzt besonders sorgfältig bei seinen Operationen vorging?

Der Grund, daß die Kelten eigentlich nur Schab- und Schnitttrepanationen durchführten, liegt meines Erachtens eher darin begründet, daß diese die bodenständigen, keltischen Techniken waren, und man kein Interesse an der fremden Bohrtechnik hatte, da ihr einziger Vorteil eine geringfügige Verkürzung und Vereinfachung der Operation war, man aber eine Vielzahl an teuren Geräten benötigte, während man bei den einheimischen Techniken mit einem Messer, scharfen Steinen und einer kleinen Eisensäge auskam.

Ich glaube also nicht, daß die Bohrtrepanation den beiden anderen Techniken unterlegen war, sonst wäre sie erst gar nicht aufgekommen, da sie ja eine Weiterentwicklung der Schnitttrepanation darstellte und keine Entwicklung *de novo* ist.

IV: Zusammenfassung

Zusammenfassend ist also zu sagen, daß die Trepanation eine Erfindung der Steinzeit ist und weltweit auftrat. Ursprünglich eine magisch-religiöse Handlung, entwickelte sie sich nach und nach zu einer hervorragenden Behandlungsmöglichkeit von Impressionsfrakturen des Schädels mit hoher Überlebensrate, wie

Funde auf der ganzen Welt beweisen. Mit dem Ende der Steinzeit geriet in Europa die Trepanation allmählich in Vergessenheit, wurde aber von den Kelten wieder verstärkt aufgenommen, von denen dann eventuell die Griechen diese Technik übernahmen und in die Schulmedizin eingliederten. Noch heute ist die Trepanation die Therapie der Wahl bei lebensbedrohlichen Blutungen im Bereich des Gehirns und seiner Häute.

V: Danksagung

An dieser Stelle möchte ich der Fakultätsbibliothek Medizin, der neurochirurgischen Universitätsklinik und vor allem dem Institut für Geschichte der Medizin meinen Dank für die freundliche Unterstützung bei der Beschaffung von Literatur zu diesem Thema aussprechen.

VI: Literaturverzeichnis

- F. Jenker: Prähistorische und Präcolumbianische Schädeltrepanation, Paracelsus-Schriftenreihe der Stadt Villach, Klagenfurt 1966
- Die Werke des Hippokrates, übersetzt von R. Kapferer, Stuttgart 1938
- S. Trojanovic: Die Trepanation bei den Serben. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 31, 1900
- O.H. Urban, M. Teschler-Nicola u. M. Schultz: Die latènezeitlichen Gräberfelder von Katzelsdorf und Guntramsdorf. Archaeologia Austriaca 69, 1985
- L. Rogers: The History of Craniotomy. Annals of Medical History, New Series, 1930
- J.A. Brongers: Ancient Old-World Trepanning Instruments. Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek, 1969
- D. Ruster: Prähistorische Trepanation in Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zu Orthopädie und Traumatologie, 1976
- S. Renhart: Die frühen Kelten aus der Sicht der Anthropologie. Die Kelten im Osten Österreichs, 1992
- B. Hahnel, K. Grossschmidt u. E. Winkler: Trepanation einst und jetzt. Die Kunst des Heilens, 1991
- D. Wolfel: Vom Sinn der Trepanation. Ciba-Zeitschrift, Nr. 39, 1936
- B. Lescure: The Hillfort and Sanctuary at Roquepertuse. The Celts, 1991



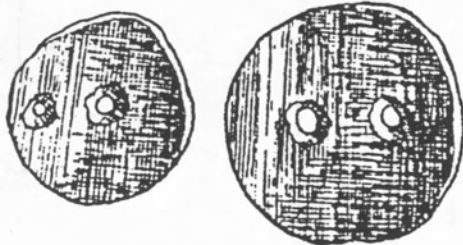
VII: Anhang

a. Liste keltischer Trepanationen in Österreich

Fundort	Trepanationsart
Dürrnberg Grab IV n.Klose Grab 243a(?)	Schabtrepanation Schnitttrepanation
Franzhausen Grab 7 Grab 73 Grab 329/II	Schnitttrepanation symbolische Trepanation symbolische Trepanation
Göttlesbrunn	symbolische Trepanation
Guntramsdorf Grab 5 Grab 6 Grab 29	Bohrtrepanation Bohrtrepanation und symbolische Trepanation Bohrtrepanation
Katzelsdorf Latènegrab	Bohrtrepanation
Klein-Reinprechtsdorf	Schabtrepanation
Mannersdorf Grab 31 Grab 176	symbolische Trepanation symbolische Trepanation

Peter Birner

VIII: Abbildungen



*Schädelrondelle
der Sammlung
Bay mit Durch-
bohrungen zum
Auffädeln.
Musée de
St-Germain.*

Abb.1: Rondelle, nach D.Wölfel, Vom Sinn der Trepanation, Ciba Zeitschrift 39, Basel, Nov. 1936, 1327.

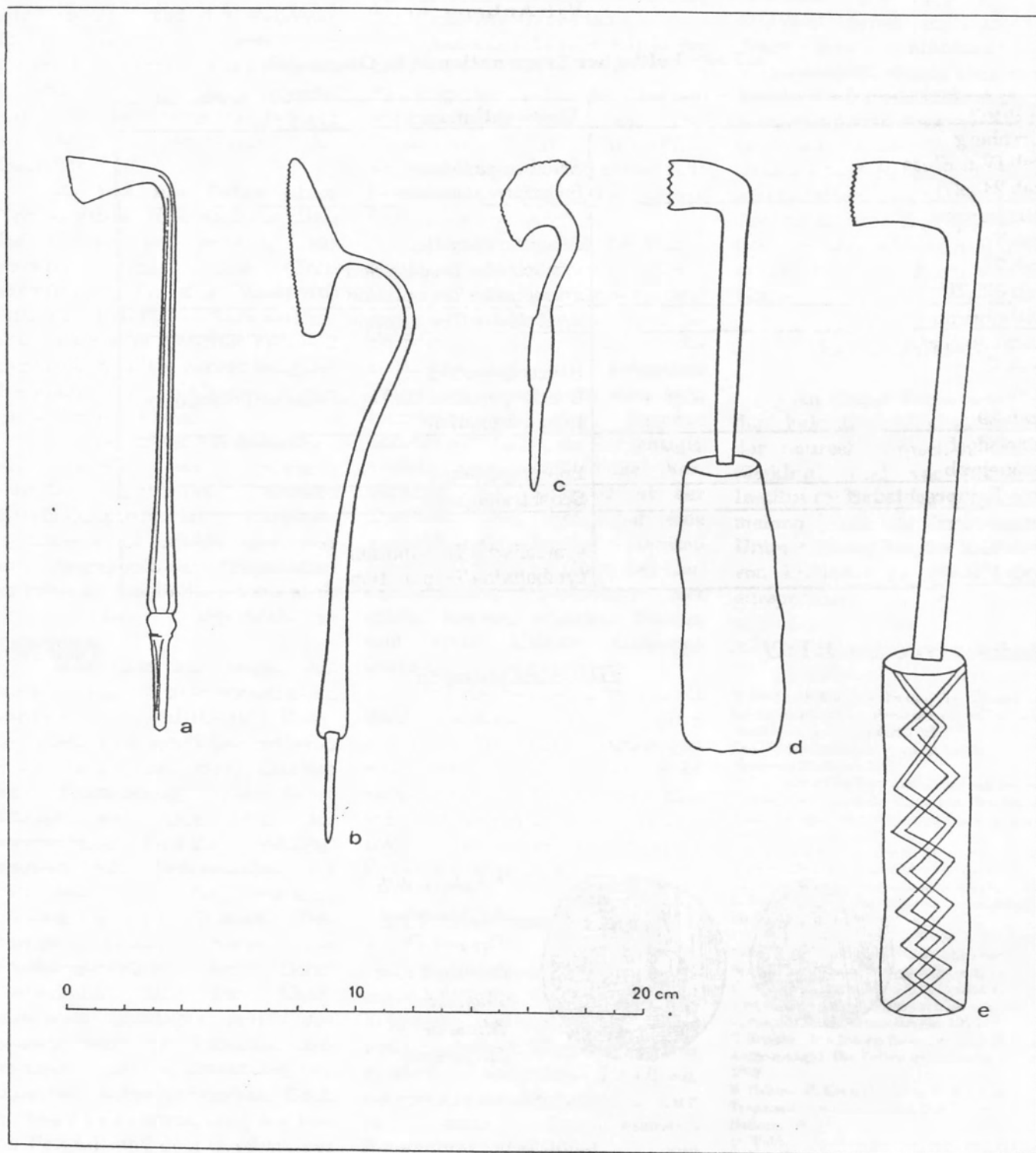


Abb. 2: Trepanationssägen, a-c: keltisch; d,e: Chaouias; nach J.A. Brongers, *Ancient Old-World Trepanning Instruments*, 1969, 8.

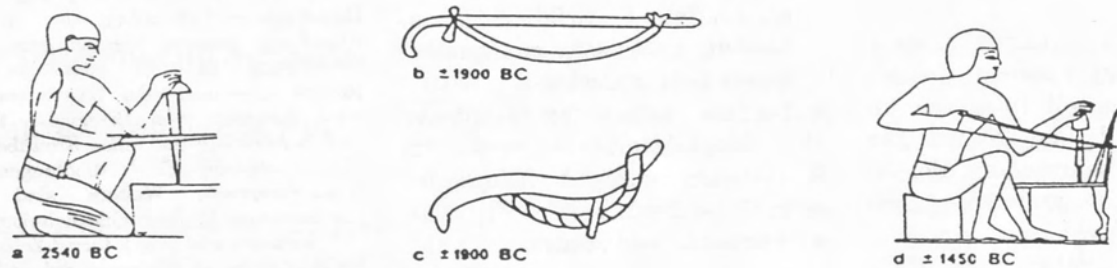


Abb. 3: Verwendung des ägyptischen Bohrers; nach J.A. Brongers, Ancient Old-World Trepanning Instruments, 1969, 14.

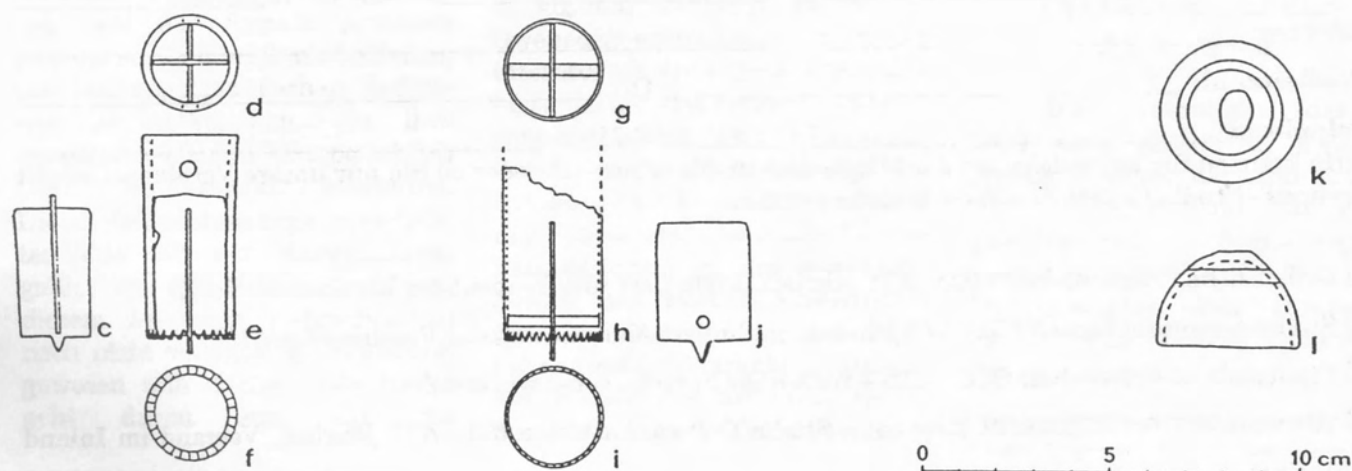
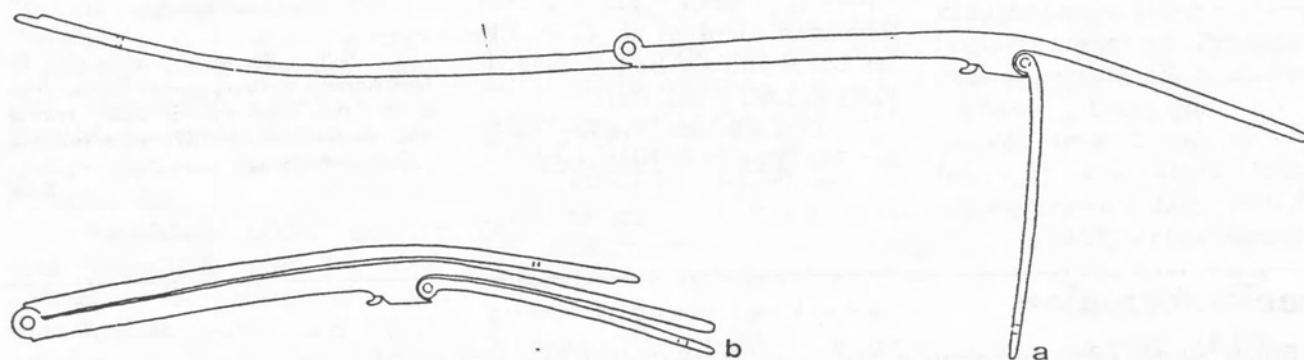


Abb. 4: Trepanationsset aus dem römischen Gräberfeld von Bingen; nach J.A. Brongers, Ancient Old-World Trepanning Instruments, 1969, 11.



Mitglied werden bei
Brennos - Verein für Keltologie

Wenn Sie Sich durch unsere Zeitschrift angesprochen fühlen, oder auch generell Interesse an der Keltologie haben, können Sie auch Mitglied bei unserem Verein werden. Es gibt mehrere Arten der Mitgliedschaft:

- ordentliches Mitglied zu 100,- ÖS jährlich
- (Studentenmitgliedschaft, ermäßigt zu 60,- ÖS jährlich)
- förderndes Mitglied zu 100,- ÖS + Spende jährlich.

Der Verein plant u. a. folgende Aktivitäten:

- o Herausgabe der vereinseigenen Zeitschrift 'Brennos' (zweimal jährlich); die Mitglieder kostenlos zugesandt erhalten. Sonstige Abonnements sind zu einem Preis von 80,- ÖS jährlich (inkl. Versand innerh. Österreichs) möglich.

- o Veranstaltung von Vorträgen und Kursen
- o Organisation von Exkursionen
- o Abhaltung regelmäßiger Vereinstreffen (Erfahrungsaustausch, Diskussionen, gemütliches Beisammensein,...)

Außerdem besteht für Mitglieder die Möglichkeit, diverse im Privatbesitz einiger Mitglieder befindliche Bücher zum Themen-schwerpunkt zu benutzen.

Aktuelles

Die Vereinstreffen finden ab sofort jeweils am zweiten Montag im Monat (außer es handelt sich dabei um einen Feiertag, dann am darauffolgenden Montag) ab 19.30 Uhr im Lokal Billie`s Bones, Schlickplatz 4, 1090 Wien, statt.

Das nächste Treffen findet am Mo., den 13.5. 1996 statt

RAY

Brennos im Internet

Unserer Verein ist bereits seit über einem Monat im Internet vertreten. Unsere Homepage enthält neben einer Kurzbeschreibung unseres Vereins eine kurze Einführung in die Keltologie, die Inhaltsverzeichnisse der bisher erschienenen Ausgaben von Brennos - Studia Celtica Austriaca und einen Kurzüberblick über latènezeitliche Siedlungen in Niederösterreich. Weiters sind eine kommentierte Bibliographie keltologischer Publikationen und eine Internet-Zeitschrift für Keltologie in Planung (und teilweise auch bereits im Netz abrufbar). Die Homepage finden Sie unter

<http://www.ping.at/members/brennos>

Ebenfalls eingerichtet wurde ein E-Mail-Account des Vereines. Die E-Mail Adresse des Vereines lautet

brennos@ping.at

Sollten Sie selbst bereits eine E-Mail Adresse besitzen, senden Sie uns doch einen Brief, damit wir Sie dann jeweils über die neuesten Aktivitäten des Vereines informieren können.

RAY

Anmeldeformular:

Bitte füllen Sie das folgende Formular klar leserlich (in BLOCKBUCHSTABEN) aus:

Vorname(n): _____

Familienname: _____ Akad. Titel: _____

Adresse: _____

Postleitzahl: _____ Ort: _____

Telephon: _____ E-Mail: _____

Bitte kreuzen Sie an, welche Art der Mitgliedschaft Sie wünschen, oder ob Sie nur unsere Vereinszeitschrift Brennos - Studia Celtica Austriaca bestellen wollen.

- Ordentliche Mitgliedschaft (100.- ATS jährlich, inkludiert Abonnement der Vereinszeitschrift)
- Studentenmitgliedschaft (60.- ATS jährlich, inkludiert Abonnement der Vereinszeitschrift)
- Fördernde Mitgliedschaft (100.- ATS + freiwillige Spende, sonst wie oben)
- Abonnement der Zeitschrift Brennos - Studia Celtica Austriaca (80.- ATS jährlich, Versand im Inland inklusive)

Senden Sie bitte dieses Formular ausgefüllt an Brennos - Verein für Keltologie, Antonigasse 3/8, A-1180 Wien. Den Mitgliedsbeitrag oder den Preis des Abonnements überweisen sie bitte unter Angabe ihrer Daten und des Verwendungszwecks auf das BAWAG-Konto (BLZ 14000) Kto.Nr.: 05610713701.

Datum: ____ . ____ . 199__ Unterschrift: _____



Der Linguizid am Bretonischen

Albert Bock

Die bretonische Sprache:

Sprachgeschichte und Dialekte:

Das Bretonische gehört zum brittonischen Zweig der inselkeltischen Sprachen. Am nächsten verwandt ist es dem Kornischen, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorben ist und heute in drei konkurrierenden wiederbelebten Formen existiert, die auf etwa hundert tatsächliche Sprecher und ein paar tausend Personen mit sehr geringer Sprachkompetenz verteilt sind. Das Walisische stellt neben Bretonisch und Kornisch den dritten Vertreter der brittonischen Sprachen dar.

Bretonisch bildet insofern eine Ausnahme unter den inselkeltischen Sprachen, als sein Sprachgebiet auf dem europäischen Festland liegt. Dieser Umstand geht darauf zurück, daß sich ab dem fünften Jahrhundert britische Flüchtlinge in großer Zahl auf der damals Armorica genannten Halbinsel niederließen, um den angelsächsischen Eroberern zu entkommen, die ihre eigentliche Heimat (hauptsächlich Devon und Cornwall¹) bedrohten. Diese Neuankömmlinge vermischten sich mit der einheimischen gallischen Bevölkerung, die zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich noch nicht vollständig romanisiert gewesen sein dürfte. Loth (1883) geht davon aus, daß die

einwandernden Inselkelten auf eine bereits rein romanische Bevölkerung getroffen seien. Falc'hun (1962) behauptet, daß im Gegenteil das heutige Bretonisch ein Dialektkontinuum zwischen den Extremen von hauptsächlich Gallisch im Südosten bis zu reinem Inselkeltisch im Nordwesten sei. Die Wahrheit dürfte wahrscheinlich so aussehen, daß die Romanisierung der Landbevölkerung in Armorica im fünften Jahrhundert tatsächlich noch nicht abgeschlossen war. Wieviel gallisches Substrat im Bretonischen aber erhalten ist, dürfte schon allein aufgrund der nahen Verwandtschaft zwischen frühbrittonischem und gallischem Keltisch nicht einfach zu ermitteln sein.

Es gibt vier Hauptdialekte im Modernbretonischen: Leoneg (Léonais) im Nordwesten, Tregerieg (Trégorrois) im Nordosten, Kerneveg (Cornouaillais) im Südwesten und im Zentrum und Gwenedeg (Vannetais) im Südosten des Sprachgebiets. Am eigenständigsten hat sich davon das Gwenedeg entwickelt, das in der Literatur oft der sogenannten KLT-Gruppe der drei anderen Dialekte entgegengestellt wird. Charakteristisch für das Gwenedeg sind die Betonung (auf letzter Silbe bzw. oft nur Satzakkzent), die große Zahl an Palatalisierungen, die archaische Syntax und viele Besonderheiten im Lexikon sowie - das wohl bekannteste Charakteristikum - der Wandel des brittonischen [P] bzw. [ð] zu [x] oder [h], wohingegen

die KLT-Dialekte an dieser Stelle ein [z] entwickelt haben².

Die Grenzen der bretonischen Bistümer vor der Französischen Revolution entsprachen fast genau den Grenzen der Dialektgebiete; die Einteilung des Landes in Départements sollte absichtlich keinerlei Bezug zu den historischen und sprachlichen Gegebenheiten haben, um die zentralistische Verwaltung zu erleichtern, indem den Bewohnern der kleineren Verwaltungseinheiten den Bezug zu ihrer unmittelbaren Heimat genommen wurde und sie stattdessen ganz Frankreich als ihr neues Vaterland akzeptieren sollten.

Verteilung der Sprecher auf die Dialekte:

Kerne	: 41 %
Leon	: 24,5 %
Treger	: 18 %
Gwened	: 16,5 %

(Abalain 1995)

(Abb. 1: Die bretonischen Dialekte)

Die Gründe für den Niedergang

Das Bretonische, das um 1900 noch geschätzte 1.400.000 Sprecher hatte, die zum größten Teil monoglott und in einem geschlossenen Siedlungsgebiet ansässig waren, gilt heute als Musterbeispiel einer aussterbenden Sprache. Welche Gründe für diesen rapiden Niedergang verant-

¹ Das Bistum Kerne in der Bretagne hat seinen Namen von Cornwall (korn. Kernow, bret. Kerne-Veur).

² Das Graphem -zh- in der sogenannten Zedacheq-Orthographie trägt diesem Faktum Rechnung, z.B. wird das Wort Breizh (Bretagne) in KLT als [brejz], im Gwenedeg als [breh] gelesen.



wortlich waren, versuche ich in diesem Kapitel darzulegen.

Historische Gründe

Das Bretonische war bereits im Hochmittelalter, also noch lange vor der Annexion der Bretagne durch Frankreich, als Verwaltungssprache vom Französischen abgelöst worden. Ausschlaggebend dafür war erstens der Umstand, daß die beiden politischen Zentren des bretonischen Staates, An Naoned / Nantes und Roazon / Rennes, zu keinem Zeitpunkt mehrheitlich bretonisch-sprachig waren, und zweitens das jahrelange Exil der politischen und religiösen Elite in Frankreich während der Kriege gegen die Normannen im 10. Jahrhundert.

Als der bretonische Herrscher Alan Barveg 938 die Normannen endgültig aus dem Land vertrieb und Hochadel und Klerus in die Bretagne zurückkehrten, war die vormals exilierte Oberschicht praktisch ausnahmslos gallisiert. Der Rückzug der Sprachgrenze nach Westen begann bereits zu diesem Zeitpunkt.

Nach dem Sieg über die Normannen schlitterte das Land langsam aber unumkehrbar in die Abhängigkeit des übermächtigen Nachbarn Frankreich. Ihren Höhepunkt fand diese Entwicklung im Jahre 1532, als die Vereinigung der Bretagne mit Frankreich proklamiert wurde, zu diesem Zeitpunkt aber unter Wahrung einer substantiellen Autonomie. Vorerst änderte sich an der Situation der bretonischen Sprache durch den Anschluß an Frankreich also nichts, da das Französische ohnehin schon seit Jahrhunderten als Verwaltungssprache verwendet worden war, obwohl es im Westen des Landes außerhalb der wenigen

großen Städte von so gut wie niemandem gesprochen oder auch nur verstanden wurde.

Erst mit der Französischen Revolution wurde die Lage für das Bretonische wirklich bedrohlich: ursprünglich, das heißt in den ersten Monaten der Revolution waren noch alle Dekrete des Nationalkonvents von eigens eingerichteten Regierungsbureaus ins Bretonische, Deutsche, Italienische und Baskische übersetzt worden, und die Einrichtung zweisprachiger Schulen für die betroffenen Gebiete wurde diskutiert³. Als der Abbé Grégoire in einer 1790 durchgeführten Untersuchung zu dem Ergebnis kam, daß von etwa 26 Millionen Einwohnern Frankreichs 6 Millionen das Französische kaum beherrschten und noch einmal so viele gar nicht, wurde allerdings allen sogenannten "patois"⁴ der Krieg erklärt. Die Aufzählung aller von dieser Kampfansage betroffenen Sprachen bzw. Dialekte umfaßte gezählte sechsundzwanzig von ihnen:

"Le bas-breton, le normand, le picard, le rouchi ou wallon, le flamand, le champenois, le messin, le lorrain, le franc-comtois, le bourguignon, le bressan, le lyonnais, le dauphinois, l'auvergnat, le poitevin, le limousin, le provençal, le languedocien, le

³ Die anderen Sprachen Frankreichs, also das Okzitanische, Katalanische und Flämische, wurden schon zu diesem Zeitpunkt nicht berücksichtigt.

⁴ Da die Definition des patois selbst unwissenschaftlich und tendenziös ist, der Begriff an sich nämlich nicht nur pejorativ ist, sondern automatisch auch die solcherart verunglimpft Sprache für aussrottenswert deklariert, wäre eine Auseinandersetzung mit dem zweihundertjährigen französischen patois-Diskurs hier zwar von Interesse, würde aber den Rahmen der Arbeit sprengen.

velayen, le catalan, le béarnais, le basque, le rouergat, et le gascon [...]" (Abbé Grégoire, 16 prairial, an II) Noch verräterischer in Bezug auf die Ideologie dann der Zusatz: *"Au nombre des patois on doit encore placer l'italien de la Corse et l'allemand des Haut- et Bas-Rhin, parce que ces deux idiomes y sont très dégénérés."* Patois ist also jede Sprache ohne offiziellen Status sowie grundsätzlich jeder Dialekt, der von einer staatlich anerkannten Standardvarietät abweicht. Die Tatsache der Nicht-Anerkennung an sich stempelt ein patois bereits als ausreichend minderwertig ab, um auch weiterhin niemals anerkannt zu werden. Im Gegenteil: eine nicht anerkannte Sprachvarietät muß im Dienste des Fortschritts verschwinden.

Die damit einsetzende Linguizidpolitik, die jede Minderheitensprache zunächst aus dem öffentlichen Leben verdrängte, wohl wissend, daß durch die Einschränkung der Domänen ein Verfall der sprachlichen Strukturen hervorgerufen werden konnte⁵, dauerte praktisch ohne Unterbrechung zumindest bis in die 1950er Jahre an.

Attitüden: Das Verhältnis der Sprecher zu ihrer Sprache

Selbstverständlich konnte die jahrhundertelange öffentliche Verächtlichmachung und Verfolgung ihrer Muttersprache auf die bretonische Bevölkerung nicht ohne Folgen bleiben. Was die generelle Einstellung dem Breton-

⁵ "Il faut, par tous les moyens possibles, favoriser l'appauvrissement, la corruption du breton, jusqu'au point où, d'une commune à l'autre, on ne puisse pas s'entendre [...]" (Die Präfekten von Finistère und Côtes-du-Nord 1831)



ischen gegenüber angeht, muß (laut Humphreys 1993) nach Generationen unterschieden werden:

■ Angehörige der älteren Generation, die noch in ihrer Familie eine traditionelle Kenntnis des Bretonischen erwerben konnten, zeigen eine bemerkenswert ambige Einstellung gegenüber der Sprache. Einerseits wird sie von vielen beinahe als Schande wahrgenommen, deren bloße Kenntnis den Sprecher als minderwertigen Bauerntölpel abstempelt. Andererseits ist immer wieder ein versteckter Stolz zu erkennen, vor allem wenn Angehörigen der rein französischsprachigen, jüngeren Generationen ihre Unfähigkeit, Bretonisch zu sprechen, halb im Scherz vorgehalten wird.

■ Von den heute bis Dreißigjährigen, die das Neuerwachen des bretonischen Selbstbewußtseins in den 70er und 80er-Jahren bewußt und von den traditionellen, ihren Eltern und Großeltern in der Schule eingepflichten Vorurteilen großteils befreit wahrgenommen und auch mitgetragen haben, wird Bretonischsprachigkeit nicht als Negativum gesehen. Allerdings ist das für die Spracherhaltung oft nutzlos, da in dieser Altersgruppe kaum jemand selbst des Bretonischen mächtig ist und nur wenige sich die Mühe machen, die Sprache zu erlernen, da sie kaum noch kommunikative Funktion erfüllt. Die Zahl derer, die aus nostalgischen oder nationalistischen Gründen das Bretonische dennoch erlernt haben, beträgt zwischen 30.000 und 40.000. Quasi-muttersprach-

liche Kompetenz besitzen aber nur die allerwenigsten dieser sogenannten *néo-bretonnants*.

Meine eigene Erfahrung hat ein weiteres, von Humphreys und anderen Autoren erwähntes Faktum bestätigt: Fast immer wird ein (älterer) Muttersprachler, der eben noch mit einem Bekannten Bretonisch gesprochen hat, ins Französische wechseln, wenn er bemerkt, daß ein Fremder ihm zuhört⁶. Selbst wenn er von einem Unbekannten auf Bretonisch angesprochen wird, antwortet er normalerweise auf Französisch. Offensichtlich ist dies ein tiefverwurzelter Schutzmechanismus, der verhindern soll, daß der Sprecher sich vor dem Fremden als das entlarvt, was er laut altem Vorurteil allein wegen seiner bretonischen Muttersprache ist: ungebildet und rückständig.

Die Situation im Frankreich von heute

Seit verhältnismäßig wenigen Jahren stehen das Bretonische und seine Sprecher vor einer neuen Situation: die brutale und offene Linguizidpolitik des französischen Staates kann als beendet angesehen werden. Das soll aber nicht heißen, daß das offizielle Frankreich nun auf einmal an der Erhaltung seiner Sprachenvielfalt interessiert wäre. Offensichtlich ist man mittlerweile auf Regierungsebene überzeugt, daß der bisher angerichtete Schaden ohnehin von selbst das Aussterben der sogenannten Regionalsprachen bewirken würde und daß einfaches untätiges Zusehen bei diesem Prozeß eventuell sogar noch als

⁶ Siehe hierzu auch das Kapitel 'Domänenverlust'

positive Geste gewertet werden würde. Immerhin hat Frankreich als einziges Land außer Griechenland die EU-Charta über Minderheitenrechte nicht unterzeichnet, mit der originellen Begründung, in Frankreich gebe es keine Minderheiten, nur Franzosen. Der Platz der Minderheitensprachen im öffentlichen Leben soll offensichtlich auf die Ebene von Folklore und Touristenspektakel eingengt bleiben. Das historische Unrecht der systematischen Zerstörung von Kultur und Sprache der Minderheiten wird bis heute im politischen Diskurs in Frankreich von vielen nicht als solches anerkannt.⁷

Dennoch hat sich vieles spät aber doch zum Besseren verändert: Beinahe in der gesamten Niederbretagne sind zweisprachige Ortstafeln aufgestellt worden; auch im Rundfunk hat die Sprache einen (allerdings einigermaßen kümmerlichen) Platz eingeräumt bekommen: zur Zeit werden auf verschiedenen lokalen Radiosendern täglich insgesamt 8 Stunden auf Bretonisch ausgestrahlt, im Fernsehen steht der Sprache eine kleine Nische von 1 ½ Stunden pro Woche zu. (Was übrigens ein Fortschritt gegenüber 90 Sekunden pro Woche im Jahr 1971 ist.)

Die wichtigste Entwicklung findet jedoch zur Zeit im Schulbereich statt: eine Vorreiterrolle

⁷ Als Beispiel kann folgende Wortmeldung von R.Pandraud, 13.5.1992 gelten: "Je rends hommage à l'école laïque et républicaine qui a souvent imposé le français avec beaucoup d'autorité - il fallait le faire - contre toutes les forces d'obscurantisme social, voire religieux, qui se manifestaient à l'époque.[...] Il est temps que nous soyons français par la langue. S'il faut apprendre une autre langue à nos enfants, ne leur faisons pas perdre leur temps avec des dialectes qu'ils ne parleront jamais que dans leur village: enseignons-leur le plus tôt possible une langue internationale!"



bei der Einrichtung eines bretonischen Schulwesens spielt der Verein DIWAN ("Keim"), der trotz immenser finanzieller Schwierigkeiten im Jahr 1994 1.100 Schülern in der gesamten Bretagne, also auch östlich des historischen Sprachgebiets und in der Gegend von An Naoned/Nantes gratis Schulen zur Verfügung gestellt hat, in denen zumindest die Hälfte des Unterrichts in bretonischer Sprache abgehalten wird. Dieses Beispiel hat einige wenige staatliche und private Schulen ermuntert, zweisprachige Klassen mit (1994) etwa 1.000 Schülern einzurichten. Dazu kommen noch ungefähr 20.000 Schüler aller Altersgruppen, die im Rahmen der erweiterten "Loi Deixonne" Bretonisch als Freigegegenstand gewählt haben. Dabei

sind die Zeiten, in denen für ein bretonisches Wort in der Schule dem ertappten Schüler ein Holzschuh umgehängt wurde, mit dem er am Ende des Tages geschlagen wurde, erst seit etwas mehr als 30 Jahren vorbei.

Der territoriale Rückzug des Bretonischen seit dem 10. Jahrhundert

Die bretonische Sprache hat seit dem 10. Jahrhundert etwa die Hälfte ihres historischen Verbreitungsgebiets verloren: zunächst an das Gallo, eine französisch-bretonische Mischsprache, seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht mehr oder weniger "direkt" ans Standardfranzösische. Auch das Gallo zeigt übrigens heute

starke Verfallserscheinungen. Die äußerste Grenze des Bretonischen gegenüber dem Französischen, also die Sprachgrenze im 9. Jahrhundert, wird nach Joseph Loth, der sie rekonstruierte, als Loth-Linie bezeichnet. Die letzte Region, in der das Aussterben des Bretonischen verzeichnet worden ist, waren in den 40er und 50er Jahren dieses Jahrhunderts die Umgebung von Gwened/Vannes und die Sprachinsel von Batz im Departement Loire-Atlantique. Seitdem (seit den 1950er und 60er Jahren) die Sprache in der gesamten Westbretagne Anzeichen des Aussterbens zeigt, hat keine weitere Untersuchung über das tatsächliche Sprachgebiet mehr stattgefunden. (Abb.2)

Der Rückgang der Sprecherzahl:

Jahr	Sprecher insges.	davon Halbsprecher	Monoglott / bretonisch
1905	1.400.000	-	840.000
1992	666.000	367.000	-

(Abalain 1995)

In diesen Angaben ist die beträchtliche Zahl bretonischer Emigranten nicht enthalten. Es ist bezeichnend, daß die einzige nicht auf Schätzungen basierende Statistik aus den USA stammt, wo im Jahre 1970 32.722 Personen Bretonisch als ihre Umgangssprache angaben.

Ansonsten muß angemerkt werden, daß es sich bei diesen Zahlen um Schätzungen und Hochrechnungen handelt, da in Frankreich keine Umgangs- oder Muttersprachenerhebungen durchgeführt werden. Die Angaben von Broudig (1987), die besagen, das Bretonische würde von mehr als der Hälfte der Einwohner der Niederbretagne (nämlich über

550.000 Personen) tatsächlich verwendet, basieren beispielsweise auf der Befragung eines Samples von nur 999 Personen (bei 1,19 Millionen Einwohnern über 15 Jahren)⁸. Diese Einschränkung gilt auch für die Statistik im nächsten Unterkapitel.

⁸ In seiner nächsten Untersuchung kam Broudig 1991 auf nur noch 250.000 Sprecher, da er diesmal die Angaben über die Sprachkompetenz tatsächlich überprüfte. Diese Zahl umfaßt also diejenigen, die tatsächlich in der Lage sind, eine flüssige Konversation auf Bretonisch zu führen.

Generationswechsel und Nachlassen der Sprachkompetenz:

Die Sprachkompetenz in einer aussterbenden Sprache nimmt, wie zu erwarten, mit fortschreitender Generationenfolge ständig ab, bis es zu einem Bruch in der Sprachübermittlung an die jüngere Generationen kommt, da die Kinder der letzten Muttersprachler in der sozial höher bewerteten Sprache primär sozialisiert werden. Angehörige der ersten Generation(en) nach dem Ende der Weitergabe der sterbenden Sprache erwerben im Normalfall durch Immersion



passive Kenntnisse der Muttersprache ihrer Eltern, können sie aber aktiv nicht oder nur sehr unvollkommen sprechen. Diese sogenannten Halbsprecher wären von sich aus gar nicht mehr in der Lage, ihre Kinder in der sterbenden Sprache aufzuziehen, da ihre eigene Kompetenz zu gering ist. Die Existenz von Halbsprechern ist für Sprachtodsituationen charakteristisch und wurde auch von Dorian und Tsitsipis in ihren Arbeiten über das Schottische Gaelisch und das

Albanische in Griechenland nachgewiesen.

Im Bretonischen existieren erst seit wenigen Jahren detaillierte Schätzungen zur Verteilung der Sprachkompetenz. Die Schwierigkeiten, die sich beim Umgang mit diesen Schätzungen ergeben, habe ich oben angedeutet.

Um vom starren Schema 'Sprecher-Halbsprecher' wegzukommen, führe ich im folgenden eine Statistik an, die von INSEE-Bretagne im Jahr 1992 gearbeitet wurde. Leider ergibt sich bei dieser Tabelle ein Problem mit

der Begriffsdefinition, da der Begriff 'bretonnant' bzw. 'brezhoneger' nicht gut ins Deutsche übertragbar ist. Ich habe die Übertragung als 'Sprecher des Bretonischen' gewählt, obwohl ich mir bewußt bin, daß ein 'bretonnant' Bretonisch nur verstehen, nicht aber sprechen muß. Genauso werden unter 'Muttersprachler' (bretonnants de naissance) auch einige Personen gezählt, die die Sprache gar nicht aktiv beherrschen. Ich habe die Statistik dennoch übernommen, da sie doch aufschlußreich ist.

Gruppe	davon jünger als 30 Jahre	Kenntnis d. Bretonischen	Verstehen	Sprechen	Lesen
266.000 Muttersprachler	2.000	gar nicht eher schlecht eher gut	- 6.000 260.000	3.000 16.000 247.000	123.000 75.000 68.000
367.000 Sprecher per Immersion	14.000	gar nicht eher schlecht eher gut	- 121.000 246.000	145.000 112.000 110.000	306.000 42.000 19.000
33.000 Sprecher aus Sprachkursen	7.000	gar nicht eher schlecht eher gut	- 16.000 17.000	11.000 16.000 6.000	15.000 8.000 10.000
666.000 Sprecher insgesamt	23.000	gar nicht eher schlecht eher gut	- 143.000 523.000	159.000 144.000 363.000	444.000 135.000 97.000

(Octant, März 1994)

Eine im Jahr 1928 von der Zeitschrift Gwalarn durchgeführte Untersuchung zum Rückgang im Gebrauch des Bretonischen, die sich auf die für Predigten und Religionsunterricht in den einzelnen niederbretonischen Pfarren jeweils benutzte Sprache stützte, zeigte bereits deutlich einen Unterschied in der Verwendung des Bretonischen gegenüber Kindern und Erwachsenen: der Religionsunterricht wurde weit häufiger auf Französisch abgehalten als die an alle Altersgruppen adressierte Predigt, bei der das Bretonische vorherrschte.

Konkret ergab sich folgendes Bild (Abb.3)

Die "Néo-bretonnants" und ihr Sprachgebrauch

Ein Topos, der vor allem im innerbretonischen, nationalistischen Diskurs immer wieder auftaucht, ist die Verschiedenartigkeit des von Muttersprachlern gesprochenen Bretonischen und der von den sogenannten *Brezhonegerien Nevez* (frz. *Néo-Bretonnants*) verwendeten Varietät. Über den Grad der Unterschiedlichkeit herrscht weitgehend Uneinigkeit.

Unter den Nationalisten der "alten Schule", also vor allem im Umfeld der Zeitschrift *Al Liamm* oder der *Kevre Keltiek / Celtic League* scheint weitestgehend die Auffassung vorzuherrschen, daß der Unterschied zwischen beiden Varianten fundamental ist. (Wobei es offensichtlich unterschiedliche Meinungen darüber gibt, welche der beiden "keltischer" sei: die Sprache der letzten Muttersprachler mit ihren Gallizismen selbst im Grundwortschatz oder das "Neubretonische", das schwerwiegende französische Interferenzen in der Syntax und Idiomatik zeigt.) Hierbei sollte allerdings



angemerkt werden, daß die meisten dieser Nationalisten, selbst diejenigen aus der älteren Generation, selbst keine Muttersprachler sind, auch wenn die älteren unter ihnen selbst sicherlich vor einigen Jahrzehnten noch wesentlich bessere Voraussetzungen vorfanden, authentisches Bretonisch von Muttersprachlern zu lernen. Heute werden so gut wie alle Sprachkurse so wie auch der Bretonischunterricht in den Schulen (so vorhanden) und die wenigen bretonischen Rundfunksendungen von "neuen" Sprechern organisiert und gehalten.

Interessant ist, daß der vermeintliche oder tatsächliche Unterschied zwischen traditionellem und "neuem" Bretonisch sogar in Lehrbüchern immer wieder erwähnt wird. Beispielsweise vertritt Fañch Morvannoù in seinem Lehrbuch "Ar brezhoneg didorr - le breton sans peine" die Meinung, die Unterschiede im Sprachgebrauch zwischen den letzten Muttersprachlern einerseits und den Nationalisten, die das Bretonische erst als Zweitsprache erlernt haben, seien gravierend: Während die Nationalisten für französische Lehnworte die ursprünglichen keltischen Bezeichnungen oder keltische Neologismen verwendeten, sei vor allem ihre Syntax und Idiomatik extrem ans Französische angeglichen.

Bsp: für "Ich habe ein Problem."
"Ur gudenn m'eus."
wörtl. "ich besitze ein Problem"
richtig wäre: "Ur gudenn zo."

Domänenverlust:

Verdrängung des Bretonischen aus den Domänen:

Verwaltung, Handel, Religion,
f f f
Mittelalter 17.Jhdt. 20.Jhdt.

Familie, ggü. älterer Generation
f f
ca.1950-60 im Gang

Die Schule ist hier nicht angeführt, da zum Zeitpunkt der Einführung der obligatorischen Schulpflicht 1882 / 87 bereits seit fast einem Jahrhundert die Vernichtung aller Minderheitensprachen ein zentraler Teil der Politik des französischen Staates gewesen war und das Bretonische gar nicht aus dem Bildungsbereich verdrängt werden mußte, weil es darin nie wirklich einen Platz innehatte. Dies hat sich erst seit den späten 1970er Jahren mit dem Auftreten von DIWAN geändert (siehe Gwegen 1983).

Die letzte Domäne, nämlich das Gespräch mit der älteren Generation hat sich heute auch fast völlig aufgelöst. Traditionellerweise lernten die Halbsprecher der 50er, 60er und 70er Jahre ihr mangelhaftes Bretonisch von ihrer monoglotten Großmutter, da das monoglotte Reservoir unter den Männern zu diesem Zeitpunkt bereits versiegt war. An dieser Stelle muß gesagt werden, daß, obwohl die Frauen der ländlichen Westbretagne später Französisch lernten als die Männer, sie das Bretonische schneller aufgaben.

Laut Broudigs Analyse von 1987 sprachen zu diesem Zeitpunkt noch 58 % der Männer, aber nur 45 % der Frauen über 15 Jahren Bretonisch. Eine ähnliche Entwicklung läßt sich in vielen Sprachwechselsituationen beobachten: die Frauen, früher sprachlich wesentlich konservativer als die Männer, die ja meistens den Kontakt zur anders-

sprachigen Umwelt übernahmen, gehen in Sprachkontaktsituationen heute schneller zur sozial höher bewerteten Sprache über als die Männer, da sie ihnen offensichtlich von der Qualifikation her überlegen sein müssen, um soziale Aufstiegschancen wahrnehmen zu können.

Selbst in Situationen, in denen alle Anwesenden Bretonisch verstehen und sprechen können, wird die Sprache heute nicht mehr grundsätzlich verwendet, wie Humphreys (1993) beobachtet, und wie ich bereits im Abschnitt 'Attitüden' kurz erwähnt habe. Laut Humphreys müssen potentielle Gesprächspartner abgesehen von ihrer Sprachkompetenz folgende Kriterien erfüllen, um für die Teilnahme an einer bretonischen Konversation in Frage zu kommen: sie sollen möglichst den gleichen Dialekt sprechen (verwenden sie einen anderen oder gar die künstliche Hochsprache *Peurunvan*, werden sie zwar generell verstanden⁹, erhalten ihre Antworten aber meistens auf Französisch) bzw. aus der gleichen Gegend stammen (als Gegend gilt dabei das Einzugsgebiet des nächsten Markortes). Erfüllen sie diese Voraussetzung nicht, sollten sie ihrem Gesprächspartner bereits bekannt sein.

Lexikon:

Die Derivationsmorphologie wird von den Halbsprechern nicht mehr beherrscht.

⁹ Obgleich ein weiteres Cliché, das von den offiziellen, früher in der Schule verbreiteten Vorurteilen herrührt, vielen Sprechern so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie behaupten, Bretonisch sei keine Sprache, sondern ein Sammelsurium untereinander unverständlicher patois, und sie verstünden nur den Dialekt ihres Dorfes.



Im Bretonischen existieren an sich beispielsweise zwei Möglichkeiten der Nomenkomposition:

Kervella (1976) nennt sie die "alte" vs. die "neue". Die "alte" funktioniert wie im Deutschen, z.B. kafe (Kaffee) + ti (Haus) -> Kafedi (Kaffeehaus); kroaz (Kreuz) + hent (Weg) -> kroazhent (Kreuzung); dour (Wasser) + ki (Hund) -> Dourgi (Otter). Diese "alte" Variante der Komposition ist in der gesprochenen Sprache nicht mehr produktiv, wird aber von den Nationalisten für die Prägung bretonischer Neologismen verwendet.

Die "neue" Variante invertiert die Wortstellung: ki + bleiz (Wolf) -> ki-bleiz (Wolfshund).

Die mangelhafte Beherrschung der Derivationsmorphologie führt zu unkontrollierten Entlehn-

ungen aus dem Französischen (auch im Grundwortschatz).

In einer Situation so weit fortgeschrittenen Sprachverfalls wäre eigentlich anzunehmen, die neuentlehnten Wörter würden von nicht mehr an die bretonische Morphologie und Phonologie angepaßt.

Dieser Behauptung widerspricht interessanterweise Stephens (1993) folgendermaßen:

"What can be observed however is that Breton speakers are very apt at integrating foreign words into the grammatical pattern of their native tongue, in particular via the mutation and inflection systems."

Da hiermit aber offensichtlich nur die tatsächlichen Muttersprachler gemeint sind, die bereits die Minderheit aller Bretonisch-

sprecher ausmachen, und außerdem anzunehmen ist, daß auch ihre eigene Kompetenz einer sterbenden Sprache Mängel aufweisen könnte, würde ich diese Behauptung zumindest mit Vorsicht genießen.

Morphonologie:

Morphonologische Prozesse spielen in allen inselkeltischen Sprachen eine wichtige Rolle.

Die Anlautmutationen (Merkmal der inselkeltischen Sprachen) fallen zusammen:

Bsp: *dor*: Tür, *kalon*: Herz, *penn*: Kopf

	ursprünglich	
Lenition	<i>da galon</i> : dein Herz	}
Aspiration	<i>ma fenn</i> : mein Kopf	
Provektion	<i>ho tor</i> : eure Tür	
(Nasalisierung)	<i>an nor</i> : die Tür	
"gemischte" Mutation		

Halbsprecher:

Lenition (oder gar keine Mutation)

An dieser Stelle ist ein Vergleich mit anderen aussterbenden keltischen Sprachen von Interesse: Nancy Dorian berichtet, daß beim ebenfalls moribunden schottischen Gaelisch von East Sutherland offensichtlich durch die Sprecher eine intuitive Entscheidung zwischen redundanten versus zum Verständnis notwendigen Mutationen getroffen wird. Die letzteren werden beibehalten, die ersteren entfallen.

Auch bei vielen Muttersprachlern des Walisischen, das eigentlich in einer wesentlich besseren Position ist als das Bretonische, ist die Reduktion der Mutationen auf die Lenition beobachtbar. (Quelle A. Price)

Zum Zusammenbruch der bretonischen Morphonologie siehe vor allem Dressler.

Zukunftsansichten:

Das Bretonische ist mittlerweile auch im eigenen Sprachgebiet zur Minderheitensprache geworden, gesprochen hauptsächlich von der älteren Generation. Das einzige, was eine Sprache in dieser Situation am Leben erhalten könnte, wäre ein radikaler Wechsel der staatlichen Sprachpolitik, und selbst dann wären die Chancen, den Tod des Bretonischen jetzt noch aufzuhalten, eher gering. Abgesehen davon ist natürlich eine Änderung

der französischen Politik nicht zu erwarten - Regierungen aller möglichen Couleurs haben bisher die Vernichtung der Minderheitensprachen weiterbetrieben und höchstens in minimalen Ansätzen entschärft. Die Sprachaktivisten üben sich zwar in Zweckoptimismus, wie Abalain (1995), der von einer "Wiedereroberung" verlorenen Terrains für das Bretonische, also einer *Normalisierung* im Sinne der katalanischen Linguistik träumt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Sprache in wenigen Jahren nur noch in einzelnen, nationalistisch gesinnten Familien einen Platz als Kommunikationsmittel haben und über kein tatsächliches Sprachge-



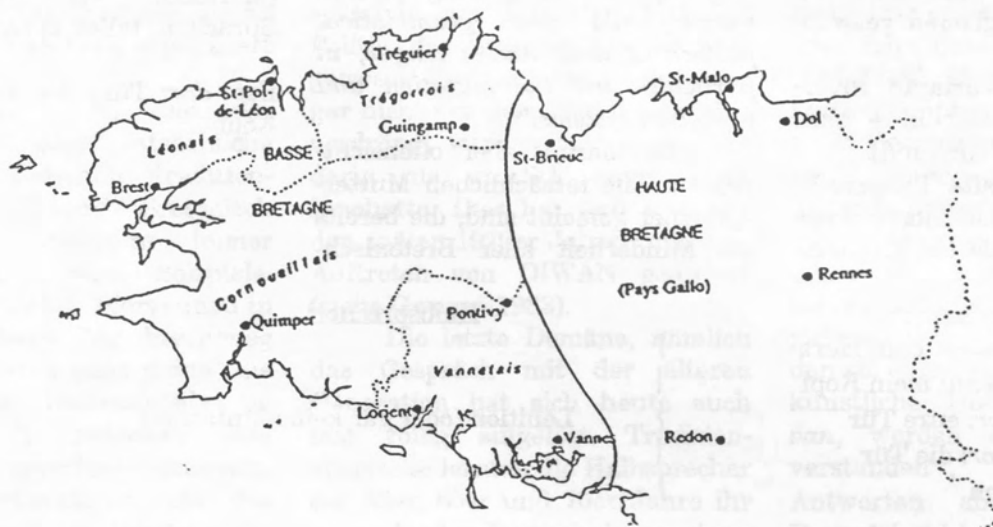
biet mehr verfügen wird.

Bibliographie:

Abalain, Hervé (1995) Histoire de la langue bretonne. Éditions Gisserot. Luçon.
 Ball, Martin J. (ed.) (1993) The Celtic Languages. London - New York.
 Broudig, Fañch (1987) 550.000 brezoneger a zo en Breiz-Izel, med piou int?. In: Brud Nevez 104.
 (1991) Ar brezoneg hag ar vrezonegerien en 1991. In: Brud Nevez n.143.
 Dorian, Nancy (ed.) (1989) Investigating Obsolescence. Studies in Language Contraction and Death. Cambridge.
 Dressler, Wolfgang (1972) On the Phonology of Language Death, in: Papers from the 8th Regional Meeting, Chicago Linguistic Society.

Falc'hun, Fañch (1962) Le breton, forme moderne du gaulois. Annales de Bretagne 69.
 Gwegen, Jorj (1975) La langue bretonne face à ses oppresseurs. Kemper.
 (1983) DIWAN or the strategy of the 'Fait Accompli'. In: Ó Luain.
 Haugen, Einar et al. (ed.) (1981) Minority Languages Today. Edinburgh.
 Hemon, Roparz (1975) A Historical Morphology and Syntax of Breton. Dublin.
 Humphreys, Humphrey Lloyd (1993) The Breton language: its present position and historical background. In: Ball, Martin J.
 Jackson, Kenneth H. (1967) A Historical Phonology of Breton. Dublin.
 Kervella, Fañch (1976) Yezhadur bras ar Brezhoneg. Brest.
 Kuter, Lois: Breton vs. French: Language and the opposition fo political, economical, social, and cultural values. In: Dorian.

Loth, Joseph (1883) L'Emigration bretonne en Armorique. Paris.
 Madeg, Mikael (1983) Celtic Spellings. In: Ó Luain.
 Morvanhoù, Fañch (1978) Le breton sans peine, Tome I&II. Chennevières sur Marne.
 Ó Luain, Cathal (ed.) (1983) For a Celtic Future. Dublin
 Rindler-Schjerve, Rosita (1989) Sprachverschiebung und Sprachtod: Funktionelle und strukturelle Aspekte. In: Beck, Heinrich (ed.) Germanische Rest- und Trümmersprachen. Berlin - New York.
 Sasse, Hans-Jürgen (1990) Theory of Language Death / Language Decay and Contact-Induced Change: Similarities and Differences. Köln.
 Stephens, Janig (1993) Breton. In: Ball, Martin J.



AB

Abbildung 1:

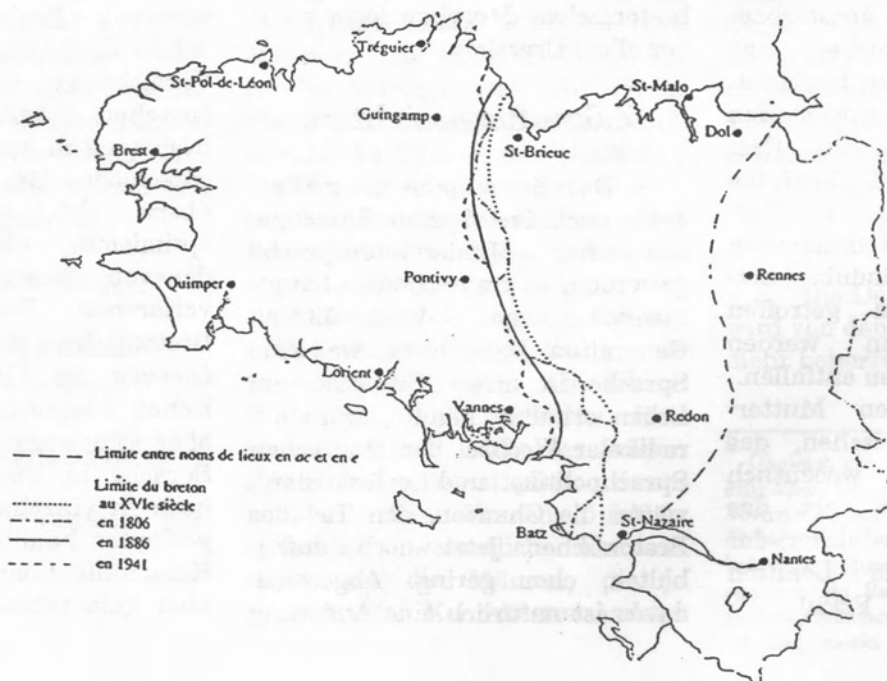


Abbildung 2:

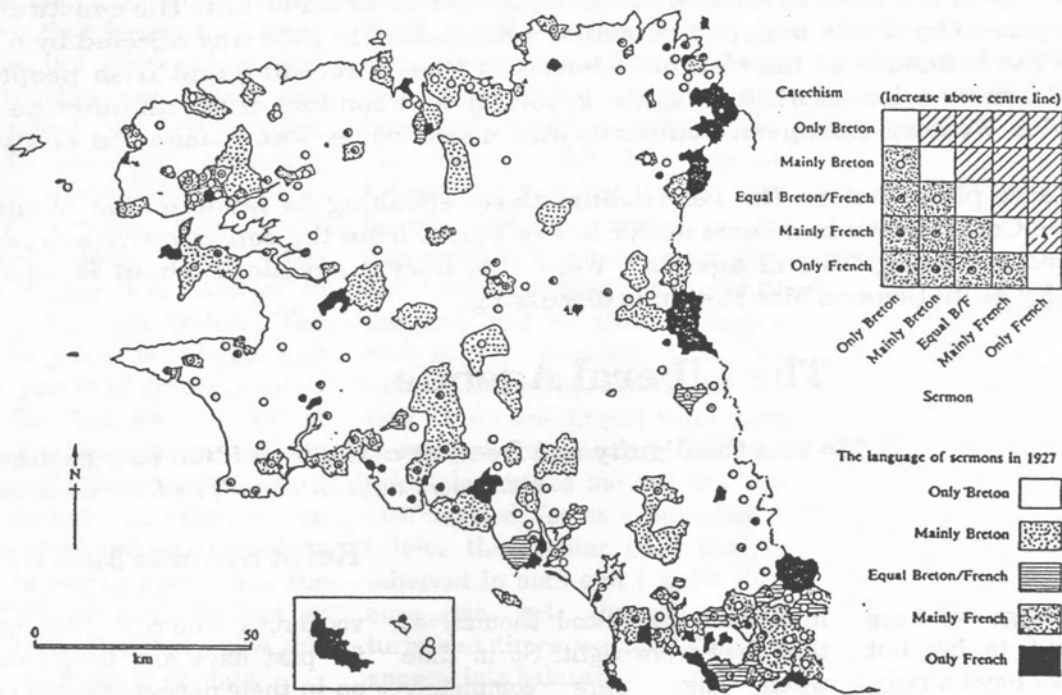


Abbildung 3:



On November the 24th 1995 a referendum was held in Éire on whether the constitutional ban on divorce, which has been in effect since 1937, should be lifted or not. The constitutional amendment was passed by a thin majority. A similar referendum in 1986 was rejected by a clear majority, but as the influence of the Catholic church in Éire is receding and Irish people are starting to adopt a more tolerant attitude towards society and conduct of life an outcome more in accordance with Western European standards and moral codes was reached in last year's referendum.

Yet in the last phase before the referendum those speaking in favor of the change or amendment to the Constitution had come under heavy attack from the conservative side, one of the major accusations being "liberal agenda". What this liberal agenda is about is what the following article by Keith Séamus Mac Róibín is discussing.

The Liberal Agenda

"So that the dignity and freedom of the individual may be assured"
Bunreacht na h-Eireann (The Irish Constitution)

Keith Séamus Mac Róibín

As human beings we have an inalienable right to life but most importantly we have a right to live that life with dignity, hope and self-determination.

Society has so often in the past oppressed the rights of the individual, scorned those who dared to be different. Society is like a great big lazy bear in hibernation and if one prods it to wake it up, it roars and lashes out at. Society never moves along of its own accord, it has to be constantly pushed and dragged like a bold child kicking and screaming.

The word society is a vague term but it can be defined as the moral code to which we cling to. By no means is this a bad thing. But unfortunately we cast our beliefs, which are based on the limited amount of knowledge that we possess at a certain point in time, in concrete. So as we learn more and our minds are filled with greater (but still not complete) knowledge and understanding, it becomes torturous to modify our moral code in order to our new found awareness. Apartheid for example was always wrong but the people in power at the time of its

instigation convinced themselves that they were right. So in time when they were completely proven wrong, they could not change for they had cast their beliefs in concrete.

There will always be a backlash against change. Some people cannot cope and they lash out with everything they have at those who threaten their world, hurling accusations of "A-la-Carte Catholics, Liberal Agenda¹ Governments". etc. and in some cases (as happened in South Africa) they will react violently.

In the past present right wing decenters like "Muintir na h-Eireann"² were in the majority but now they form a small, yet

vociferous minority. They lament for past days and they continue on in their narrow-minded tracts. Ironically while they were in a majority they tolerated no one who was different. Now that they are in a minority, tolerated by those they tried to oppress, they banter words like "Liberalism and Pluralism"³, claiming that they

³ Since the election of Mary Robinson as Uachtaran na h-Eireann (President of Ireland) these two words have become common in Éire. Mary Robinson was elected on a platform of guiding Éire into a new age and leaving the past behind. Her vision was that Éire would become a pluralist and open society. The Irish people bought her vision, thus she was elected An Uachtaran na h-Eireann in 1991.

Her victory was a remarkable achievement as she was up against the politics and parties of the old guard. She is a very liberal person with many ideas not shared by a large majority of the people, but people respected her for her open loyalty to her convictions. Thus they put their religious baggage behind them and voted for a person who dared to be different. Mary Robinson's election was welcomed by all sides of the divide for she has stood up both for the rights of the unionists in Northern Ireland to be different and for the rights of the nationalists.

Her election heralded a tremendous change in Irish social and political life. On the social front homosexuality was decriminalised, the age of consent (the age in which sexual intercourse is allowed) became seventeen for both homosexual and heterosexual people, condoms were now

¹ The word Liberal Agenda is used negatively by people of the right. They claim that organisations like the state and the media have an agenda to "liberalise" Éire. They believe that these organisations are promoting immoral policies which are destroying the fabric of Irish life.

² Muintir na h-Eireann are a small right wing political party who believe that the state should enact laws with a Catholic ethos only, since the majority of the population are Catholic. They accuse those Catholics who disagree with them as being "A-la-carte Catholics" for in their view they pick and chose what they want to accept, instead of obeying the doctrine of the church unreservedly.



are the curse for Éire, yet failing to realise, that because of these two principles "Liberalism and Pluralism" they are heard and their opinions are appreciated, these two principles espousing their right to be different.

For twenty five years closed-mindedness and the rejection of pluralism have led to violence in Northern Ireland. The inability of people to tolerate and live with people of differing views became the fuel for the fire of violence. For it was because of the shackles of conservatism that people bound themselves in tradition. They locked themselves up in little worlds pretending the others did not exist and had no right to exist. Hopefully now this attitude can begin to change.

But conservatism is not negative in itself. It has many redeemable qualities and it is totally understandable why people want to prevent what they see as an erosion of valiant principles. I do not seek nor advocate the destruction of essential principles termed as being conservative; no, I seek to build upon and modify them to provide a better moral code for our evolving society. This is the essence of liberal forward thinking.

Though as we go eagerly along the road of pluralism we are in danger, as the saying goes, of "Throwing the baby out with the bath water". We have in our eagerness made many mistakes:

made readily available (for before that one had to be eighteen years of age and they only could be bought in a chemist's), a Minister of Equality and Law Reform was appointed to look after the interests of women and minorities and to reform the law where there were imbalances. Secondly on the political front she finally dealt the death blow to civil war politics (that is to say to party politics the foundation of which were ultimately laid in the deep division of Irish society after the civil war of 1921) and in the last general and European elections people voted for parties depending on their policies.

the rights of the citizen have been down-graded in many ways, respect for one another has been lost and many people are becoming truly individualistic. The right to life has become fudged and now the unborn has become but an organ to be dispensed with, we no longer care about others as much as we did in the past, and we make decisions without considering its consequences for others; for as long as we are alright what does it matter! The neglect of these principles makes me sad but not disillusioned, for as a humanist I believe the greater good that is inherent in man and I know that once we get through these turbulent times we shall find an appropriate balance.

Change is painful and difficult, it is not easy seeing things that were taken for granted for hundreds of years (through ignorance) now suddenly blown away, like the evilness of homosexuality, the infallibility of the Pope, that a woman's duty was to serve her husband, that the voice of the child was immaterial. During the Second Vatican Council we saw a heated debate over Mary, as many tried to hang on to her special position and keep her aloof from the church. But the cogs of change were turning. Mary was put firmly rooted in the church as a member of the church and the new moderate pluralist policies of the council were passed. The church now began to change gear to facilitate the throttle of change of the sixties.

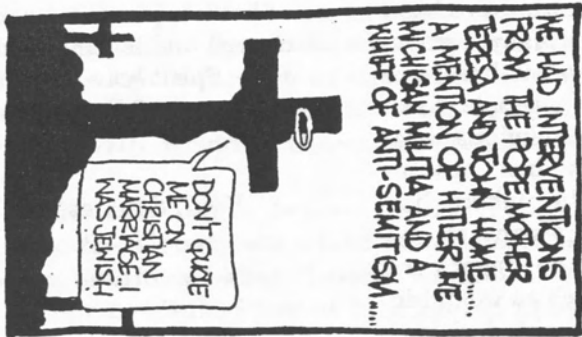
We must open our minds and our imagination to this new era. We must not be afraid of failure. Otherwise we are doomed to repeat our past.

"Let us open the doors of the church and let the wind of the Holy Spirit blow away the cobwebs." *Pope John XXIII*

Keith Séumas Mac Róibín



REPERENDUM FIELD NOTES
 WE GOT CATCHY SLOGANS FROM THE PEOPLE WHO BROUGHT US



WE HAD INTERVENTIONS FROM THE POPE, MOTHER TERESA AND JOHN HUME... A MENTION OF HITLER, THE WICHIGAN MILITIA AND A WHIFF OF ANTI-SEMITISM...



WE PONDERED ON THE MEANING OF LIFE... WHICH REMINDS ME OF MY (DIVORCED) PARENTS' FAMOUSITE JOKE:



AND THEN THERE WERE THE ECONOMIC ARGUMENTS... AND THE WARNINGS ABOUT THE BREAK-DOWN OF SOCIETY...

... WE COULD FINISH UP A POOR AND BROKEN COUNTRY... LIKE AMERICA, CANADA, BRITAIN AND THE REST OF EUROPE... PLACES ONLY FIT FOR EMIGRATING TO WHEN WE'RE LOOKING FOR WORK...



Bisher gab es wenige Ergebnisse zur inneren Struktur latènezeitlicher Flachlandsiedlungen. Wo Aussagen getroffen wurden, wurde meistens angenommen, daß die Bauten entweder willkürlich, oder in einem lockeren Oval, oder durch allgemeine Umweltbedingungen wie z.B. Hauptwetterrichtung bedingt angelegt wurden. Wie diese Arbeit zu zeigen versucht, scheint es zumindest in gewissen Fällen eine beabsichtigte andere Anlageform gegeben zu haben, nämlich eine grundsätzlich nach dem Prinzip der Rechtwinkeligkeit angelegte Siedlungsstruktur.

Untersuchungen zur Baustruktur latènezeitlicher Flachlandsiedlungen

Raimund Karl

Die Kenntnis der Baustruktur latènezeitlicher Flachlandsiedlungen beschränkt sich bisher auf die in einigen wenigen Untersuchungen gewonnenen Daten und Überlegungen¹. Obwohl diese Daten durchaus gut sind und die darauf aufbauenden Überlegungen ein fundiertes Bild bieten, möchte ich, anhand neuer Ergebnisse aus der latènezeitlichen Siedlung von Göttlesbrunn, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich², dieses Bild neu überdenken und einen anderen Vorschlag bringen. Dadurch, daß in den letzten Jahren einige Pläne latènezeitlicher Flachlandsiedlungen publiziert wurden³, läßt sich ein

Vergleich mit den in Göttlesbrunn gewonnenen Erkenntnissen durchführen, wodurch Schlüsse über die typische Baustruktur latènezeitlicher Flachlandsiedlungen gewonnen werden können. Primäres Ziel der Arbeit ist es, die bauliche Struktur, also die Anordnung der Bauten, in latènezeitlichen Flachlandsiedlungen zu ermitteln, um so das Aussehen eines keltischen Gehöfts rekonstruieren zu können; sekundär aber soll auch versucht werden, Hinweise auf Funktion der Gehöfte oder deren Teilen zu gewinnen.

J. Waldhauser definiert für die Latènezeit den Terminus eines Gehöftes⁴, indem er von der in Břlina (Abb.1) gefundenen, einphasigen Siedlung mit zugehörigem Gräberfeld ausgeht. Eine Verfeinerung der aus dieser Siedlung gewonnenen Daten gewinnt er aus der Siedlung

Radovesice (23) und kommt zu folgendem Schluß: "In der Absicht der Erbauer von Agrarsiedlungen in den Stufen HD-LT D1 muß für einzelne Wohn- und Wirtschaftseinheiten am ehesten die Bebauung im Kreis- oder Ovalumfang mit freier Fläche in der Mitte vorausgesetzt werden, was zweifellos den Bedürfnissen der Tier- und Pflanzenproduktion sowie des Wohnens entsprach. Die unterschiedliche Orientierung der Ökonomie in den Oppida erforderte wahrscheinlich eine Grundplanung in der Form von eher viereckigen Flächen mit dauerhafterer Umzäunung, möglicherweise auch wegen der zweckmäßigeren Parzellierung. Für die Agrarsiedlung sind jedoch die unbauten Flächen zwischen einzelnen (am wahrscheinlichsten gleichzeitigen) Wohn- und Wirtschaftseinheiten kennzeichnend."⁵. Inwiefern diese Theorie aber Allgemeingültigkeit besitzt, blieb noch zu überprüfen.

Die Ausgangsbasis für die vorliegende Untersuchung war die mittellatènezeitliche Siedlung von Göttlesbrunn, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich (Abb.2).

¹ J. Waldhauser et al., Die hallstatt- und latènezeitliche Siedlung mit Gräberfeld bei Radovesice in Böhmen, *Archeologický výzkum v severních Čechách* 21 (1993), 369 ff.

² R. Karl, Die latènezeitliche Siedlung von Göttlesbrunn, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich. Die Notbergung im Rahmen des Baues der A4-Ostautobahn im Jahr 1989. Unpubl. Dipl., Wien 1995.

³ Břlina: J. Waldhauser - P. Holodňák, *Keltické sídliště a pohřebiště v Břlina*. Pam. Arch. LXXV/1, 1984, 184; Bořitov: M. Čížmář, Die Erforschung der spätlatènezeitlichen Siedlung in Bořitov, Bez. Blansko (Mähren, ČSFR). Arch. Korrb. 20/3, 1990, 312; Droužkovice: Z. Smrč, Droužkovice - an enclosed area of the early La Tène period, in: R. Pleiner, J. Hrala (Hrsg.) *Archaeology in Bohemia 1981-1985*. Prag 1991, 218; Herzogenburg: H. Windl,

Eine spätlatènezeitliche Siedlung in Herzogenburg, p.B. St. Pölten, NÖ. ArchA 51, 1972, 59; Walpersdorf, OG Inzersdorf-Getzersdorf: J.-W. Neugebauer, Die Kelten im Osten Österreichs. *Wiss. Schriftenreihe Niederösterreich* 92/93/94, 1992, 25; Radovesice (23): J. Waldhauser et al., Die hallstatt- und latènezeitliche Siedlung mit Gräberfeld bei Radovesice in Böhmen, *Archeologický výzkum v severních Čechách* 21 (1993), Beilage 1.

⁴ J. Waldhauser - P. Holodňák, *Keltické sídliště a pohřebiště v Břlina*. Pam. Arch. LXXV/1, 1984, 213.

⁵ J. Waldhauser et al., Die hallstatt- und latènezeitliche Siedlung mit Gräberfeld bei Radovesice in Böhmen, *Archeologický výzkum v severních Čechách* 21 (1993), 371.



Die Fundstelle liegt auf einem leichten, nach Süden zum Göttlesbrunner Bach hin abfallenden Hang und wird zusätzlich von einem von Norden her kommenden Rinnsal nördlich und östlich umflossen. Es wurden in Göttlesbrunn inzwischen ca. 4500 Quadratmeter der Siedlung ergraben, von denen aber erst 1500 Quadratmeter ausgewertet wurden. Insgesamt wurden bisher von 26 eingetieften Objekten 11 und von 8 Oberflächenbauten 4 ausgewertet. Es konnten dabei drei Siedlungsphasen voneinander unterschieden werden, von denen die erste ins Latène C1, die zweite an den Übergang zwischen Latène C1 und C2 und die dritte ins Latène C2 datiert werden konnte⁶. Dabei konnte interessanterweise beobachtet werden, daß die der gleichen Siedlungsphase zugehörenden Bauten stets gleiche Orientierung aufwiesen. Zusätzlich ließ sich noch annehmen, daß genau rechtwinklig auf die Bauten einer Phase orientierte Bauten ebenfalls dieser Phase angehören, wodurch eine Datierung für einige Oberflächenbauten, deren Orientierung keiner Phase entsprach, gewonnen werden konnte, was sich vor allem durch die offensichtliche Zusammengehörigkeit der Objekte 28, 29, 30 und 31 anbot. Als Grundlage zur Unterscheidung von Orientierungen wurde eine maximale Abweichung von 15 Grad von der Hauptorientierung angenommen, obwohl eventuell auch eine geringere Abweichung ausreichend wäre, um die Zugehörigkeit zu einzelnen Orientierungsrichtungen zu bestimmen. Das latènezeitliche

Gehöft von Göttlesbrunn war also nicht in einer kreisförmigen bis ovalen Struktur um eine freie Fläche angelegt sondern wies im Gegenteil eine klar rechtwinklige Struktur mit bisher keiner erkennbaren deutlichen Außenabgrenzung auf. Um Vergleiche für diese Struktur zu finden, wurden nun die bisher publizierten Pläne latènezeitlicher Flachlandsiedlungen gezielt darauf untersucht, ob diese rechtwinklige Struktur auch anderswo erscheint.

Zu diesem Zweck wurde vorerst auf die einphasige Siedlung von Bílina, auf der J. Waldhauser seine Untersuchung der latènezeitlichen Gehöftstruktur aufbaute, herangezogen. Diese Siedlung bietet, aufgrund ihrer Einphasigkeit, eine optimale Untersuchungsmöglichkeit, und tatsächlich weisen auch auf dieser Siedlung die eingetieften Objekte gleiche Orientierung auf⁷.

In weiterer Folge konnte eine rechtwinklige Orientierung der Bauten auch in der Siedlung von Bořitov festgestellt werden, wobei sich zwei Orientierungsrichtungen zeigen. Dies läßt uns vermuten, daß wir in Bořitov zwei Siedlungsphasen vorfinden, eine Annahme, die sich mit der von M. Čížmář⁸, die dieser aufgrund des Fundmaterials trifft, deckt.

Die Siedlung von Herzogenburg bietet in Bezug auf unsere Fragestellung nur wenige Hinweise; aber auch hier läßt sich zumindest eine Hauptorientierung (Obj. III, IV, VII) und eine zweite Orientierung, leider hier aber nur

durch ein Objekt (Obj. VI) belegt, finden⁹. Dies könnte aber auch auf die Unvollständigkeit der ergrabenen Fläche, die, durch den Schotterabbau bedingt, nur einen zufälligen Ausschnitt aus der Gesamtsiedlungsfläche bietet, zurückzuführen sein.

Hinweise auf Strukturen, wie sie in Göttlesbrunn vermutet wurden, finden sich des weiteren auch in der späthallstatt- und frühlatènezeitlichen Siedlung von Walpersdorf, OG Inzersdorf-Getzersdorf¹⁰, obwohl hier bereits durch die Dichte des Befunds Schwierigkeiten bei der Interpretation auftreten.

Ein ähnliches Problem zeigt sich auch bei der diesbezüglichen Interpretation des Befundes der Siedlung Radovesice (23)¹¹, aber auch hier lassen sich, wenn nur die zeitgleichen Bauten betrachtet werden, rechtwinklige Orientierungsstrukturen feststellen. Dennoch, aufgrund der langdauernden Besiedlung dieser beiden Fundstellen wird jede derartige Interpretation des Befundes erschwert.

Des weiteren lassen sich als Belege für derartige, rechtwinklige Strukturen eventuell auch die von J. Waldhauser in seinem großen Werk über die Siedlung Radovesice (23) leider nur schematisch

⁶ H. Windl, Eine spätlatènezeitliche Siedlung in Herzogenburg, p.B. St. Pölten, NÖ. ArchA 51, 1972, 59.

¹⁰ J.-W. Neugebauer, Die Kelten im Osten Österreichs. Wiss. Schriftenreihe Niederösterreich 92/93/94, 1992, 25. Zusätzlich möchte ich mich an dieser Stelle bei Kollegen P.C.Ramsl, der die Siedlung von Walpersdorf im Rahmen einer Diplomarbeit an der Universität Wien bearbeitet, für die Möglichkeit der Einsichtnahme in die Gesamtpläne bedanken.

¹¹ J. Waldhauser et al., Die hallstatt- und latènezeitliche Siedlung mit Gräberfeld bei Radovesice in Böhmen, Archeologický výzkum v severních Čechách 21 (1993), 5 und Beilage 1.

⁶ R. Karl, Die latènezeitliche Siedlung von Göttlesbrunn, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich. Die Notbergung im Rahmen des Baues der A4-Ostautobahn im Jahr 1989. Unpubl. Dipl., Wien 1995, 128 f.

⁷ J. Waldhauser - P. Holodňák, Keltické sídliště a pohřebiště v Bílina. Pam. Arch. LXXV/1, 1984, 184.

⁸ M. Čížmář, Die Erforschung der spätlatènezeitlichen Siedlung in Bořitov, Bez. Blansko (Mähren, ČSFR). Arch. Korrb. 20/3, 1990, 313.



abgebildeten weiteren Siedlungsareale am oberen Lukovský-Bach anführen, wo aber auf der Abbildung leider nur Grubenhäuser und eingetiefte Objekte in ihrer Orientierung wiedergegeben werden. Hier scheinen die Siedlungsareale Radovesice (21), (147) und (149)^{12a} ebenfalls den für die Siedlung von Göttlesbrunn festgestellten Orientierungsrichtlinien zu entsprechen.

Es ist also nun durchaus anzunehmen, daß die für Göttlesbrunn festgestellte Baustruktur charakteristisch für latènezeitliche Flachlandsiedlungen ist. Das Element der Rechtwinkligkeit trifft aber ebenso für die sogenannten "Herrenhöfe"^{12a} der Späthallstattzeit wie in Krašovice¹⁴ und Straubing-Überau¹⁵ zu, wie es auch für die spätlatènezeitlichen Gehöfte in den Oppida, sowohl von Manching¹⁶, als auch Hrazany¹⁷ und Staré Hradisko¹⁸, gilt. Da man wohl auch eine Umzäunung der latènezeitlichen Flachlandsiedlungen annehmen

kann, die keine den sogenannten "Herrenhöfen" entsprechenden rechteckigen bis quadratischen Umfassungsgräbchen aufweisen¹⁹, entsprechen latènezeitliche Flachlandsiedlungen in ihrer Baustruktur wohl ziemlich exakt derartigen Anlagen.

Diese rechtwinklige Anlage stellt also die Makrostruktur einer keltischen Siedlung dar, doch es stellt sich nun die Frage nach inneren, aus der Makrostruktur ausgliederbaren, Einheiten, die bestimmten Zwecken, wie Wohn- oder Wirtschaftsbereich zugeordnet werden können.

In Göttlesbrunn konnten, neben der schon genannten Makrostruktur, noch kleinere Einheiten festgestellt werden, die sich klar als einzelne Gruppen innerhalb des Gesamtbildes abzeichnen. Diese Gruppen kennzeichnen sich durch ihre Anordnung in einer Entfernung von maximal 10 Metern um ein gemeinsames Zentrum (gerechnet vom jeweils zentrumsnächsten Punkt aller betroffenen Objekte) und einer Mindestentfernung von mindestens fünf Metern vom nächsten, nicht mehr der Gruppe angehörenden Objekt. In Göttlesbrunn konnten bisher mindestens drei derartige Gruppen festgestellt werden, es handelt sich dabei um die Objektgruppen Obj. 21, 22, 23, 24; Obj. 3, 17/18/19/20/26 und Obj. 28,29,30,31 (Abb.1). Alle diese Gruppen wurden bei der Grabung 1989 gefunden und sind bereits

ausgewertet²⁰. In den Grabungen der Jahre 1992-1994 lassen sich noch mindestens weitere zwei, eventuell auch noch mehr derartige Gruppen finden. Diese Gruppen sind, durch die lokale Nähe der Objekte zueinander definiert, als sogenannte "funktionale Einheiten" hervorzuheben.

Es gibt mehrere Möglichkeiten, welchen Zweck derartige funktionale Einheiten ausübten. Es könnte sich dabei um den Wohn- und Produktionsbereich verschiedener Gruppen der Hofbewohner handeln, also um den Lebens- und Arbeitsraum einer Vater-Mutter-Kinder-Familie im Bereich des Hofes der Großfamilie, sozusagen der kleine Hof im großen Gehöft (Gesamtheitsprinzip). Andererseits wäre es ebenso gut möglich, daß es sich dabei um die Produktionsstätten eines gewissen Arbeitszweiges handelt, während ein eigener, gemeinsamer Wohnbereich zusätzlich zu den Produktions- und Lagerplätzen zur Verfügung steht. In diesem Fall wären die funktionalen Einheiten gewissen, im Dorf ausgeübten Wirtschaftszweigen zuzuordnen, wie z.B. als Töpfereibereich, als Textilerzeugungsbereich, Metallverarbeitungsbereich, Drechslerei etc., die jeweils auf eine Gruppe von Objekten als Produktions- und Lagerstätten zurückgreifen könnten (Spezialisierungsprinzip)²¹.

²⁰ R. Karl, Die latènezeitliche Siedlung von Göttlesbrunn, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich. Die Notbergung im Rahmen des Baues der A4-Ostautobahn im Jahr 1989. Unpubl. Dipl., Wien 1995.

²¹ Ein starkes Indiz für das Ganzheitsprinzip findet sich in der einphasigen Siedlung von Břlna, in der nur schwer funktionale Einheiten ausgegliedert werden können, sodaß die Annahme naheliegt, daß die gesamte Siedlung eine funktionale Einheit darstellt. Dennoch muß dies relativiert betrachtet werden, da in dieser Siedlung durchaus auch jedes einzelne

^{12a} J. Waldhauser et al., Die hallstatt- und latènezeitliche Siedlung mit Gräberfeld bei Radovesice in Böhmen, Archeologický výzkum v severních Čechách 21 (1993), 373.

¹³ J. Waldhauser, Soziale Schichtung innerhalb der späthallstatt- und frühlatènezeitlichen Siedlung Radovesice 23 in Böhmen. Arch. Korrb. 17/2, 1987, 207.

¹⁴ E. Soudska, Wohnstätten in späthallstattzeitlichen Siedlungen. Pam. Arch. 57, 1966, Abb.24.

¹⁵ S. Geck, Ch.W. Seliger, Ein hallstattzeitlicher "Herrenhof" aus Straubing-Überau. Arch.J.Bayern 1981, 98 ff.

¹⁶ F. Maier et al., Ergebnisse der Ausgrabungen 1984-1987 in Manching. Die Ausgrabungen in Manching 15. Stuttgart 1992, 58 ff.

¹⁷ L. Jansová, Hrazany. Das keltische Oppidum in Böhmen. Band II, Prag 1988, 312 f.

¹⁸ M. Čížmář, Erforschung des keltischen Oppidums Staré Hradisko in den Jahren 1983-1988 (Mähren, CSSR). Arch. Korrb. 19, 1989, 265 ff.

¹⁹ J. Waldhauser et al., Die hallstatt- und latènezeitliche Siedlung mit Gräberfeld bei Radovesice in Böhmen, Archeologický výzkum v severních Čechách 21 (1993), 269 f. und auch R. Karl, Die latènezeitliche Siedlung von Göttlesbrunn, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich. Die Notbergung im Rahmen des Baues der A4-Ostautobahn im Jahr 1989. Unpubl. Dipl., Wien 1995, 147.



Derartige funktionale Einheiten entsprechen teilweise gut den von J. Waldhauser für Radovesice (23) postulierten Gehöften, Gruppen dieser Art finden sich in Radovesice (23) recht häufig²²². Ähnliche Gruppen können auch in Walpersdorf, OG Inzersdorf-Getzersdorf²²³, Kbely²²⁴ und Bořitov²²⁵, aber auch schon in Krašovice²²⁶ gefunden werden.

Somit lassen sich folgende Schlußfolgerungen ziehen: Die Baustruktur der latènezeitlicher Flachlandsiedlungen steht in der Tradition einer kontinuierlichen Entwicklung, die in der Hallstattkultur ihren Ausgangspunkt nimmt und ungebrochen bis in die Baustruktur der in den Oppida angetroffenen Gehöfte fortgeführt

wird. Die Grundstruktur der latènezeitlichen Flachlandsiedlungen ist an einer annähernd rechteckigen, archäologisch häufig nicht mehr faßbaren, die Siedlung umfassenden, zaunartigen Anlage orientiert. An diese Orientierung halten sich, mit geringen Abweichungen, alle Bauten einer Siedlungsphase. In einem derartig bestimmten Areal, sei es ein einzeln stehender Hof oder eine einem Dorf angehörende Struktur, befinden sich größere freie Flächen, die für die Nacht- und Winterhaltung von Tieren und/oder Produktionstätigkeiten und/oder landwirtschaftliche Tätigkeiten genutzt werden können. Diese Struktur entspricht prinzipiell den Anforderungen einer primär agrarisch ausgerichteten Gesellschaft.

Innerhalb der Siedlung lassen sich funktionale Einheiten von noch nicht genau bestimmter Funktion ausgliedern, die sich durch lokale Nähe zueinander definieren und eindeutig von den anderen Bauten der Siedlung abgegrenzt sind. Diese Gruppen können sowohl als Wohnstätte einer Kleinfamilie im Großfamilienhof als auch als Baukomplex eines spezialisierten Produktionsbereichs interpretiert werden.

Trotz des bisherigen Mangels flächig ergrabener latènezeitlicher Flachlandsiedlungen decken sich alle mir bekannten publizierten Pläne und Siedlungsauswertungen mit den Prognosen dieses Modells, es wäre aber vor allem in Zukunft interessant, weitere Siedlungen auf diese Struktur hin zu untersuchen, um weitere Informationen über die Baustrukturen latènezeitlicher Flachlandsiedlungen zu gewinnen.

Objekt den Platz einer funktionalen Einheit einnehmen kann, aber auch die Siedlung einfach zu wenige spezialisierte Arbeitsvorgänge beherbergt haben, als das eine derartige Einrichtung sinnvoll oder notwendig gewesen wäre. J. Waldhauser - P. Holodňák, *Keltské sídliště a pohřebiště v Bříně. Pam. Arch. LXXVI, 1984.* Andererseits bietet die Siedlung von Bořitov ein starkes Indiz für das Spezialisierungsprinzip durch die deutlich von den funktionalen Einheiten abgerückten großen Pfostenbauten, die als Gemeinschaftshaus einer Großfamilie interpretiert werden könnten. M. Čížmář, *Die Erforschung der spätlatènezeitlichen Siedlung in Bořitov, Bez. Blansko (Mähren, ČSFR). Arch. Korrb. 20/3, 1990, 312.*

²²² J. Waldhauser et al., *Die hallstatt- und latènezeitliche Siedlung mit Gräberfeld bei Radovesice in Böhmen, Archeologický výzkum v severních Čechách 21 (1993), 5 und Beilage 1.*

²²³ Für die freundliche Mitteilung danke ich Kollegen P.C. Ramsel.

²²⁴ I. Pleinerová, *Un hameau de l'âge du fer a Kbely près Prague. Archeologické studijní materiály 1, 1964, 73.*

²²⁵ M. Čížmář, *Die Erforschung der spätlatènezeitlichen Siedlung in Bořitov, Bez. Blansko (Mähren, ČSFR). Arch. Korrb. 20/3, 1990, 312.*

²²⁶ E. Soudska, *Wohnstätten in spät-hallstattzeitlichen Siedlungen. Pam. Arch. 57, 1966, Abb.24.*

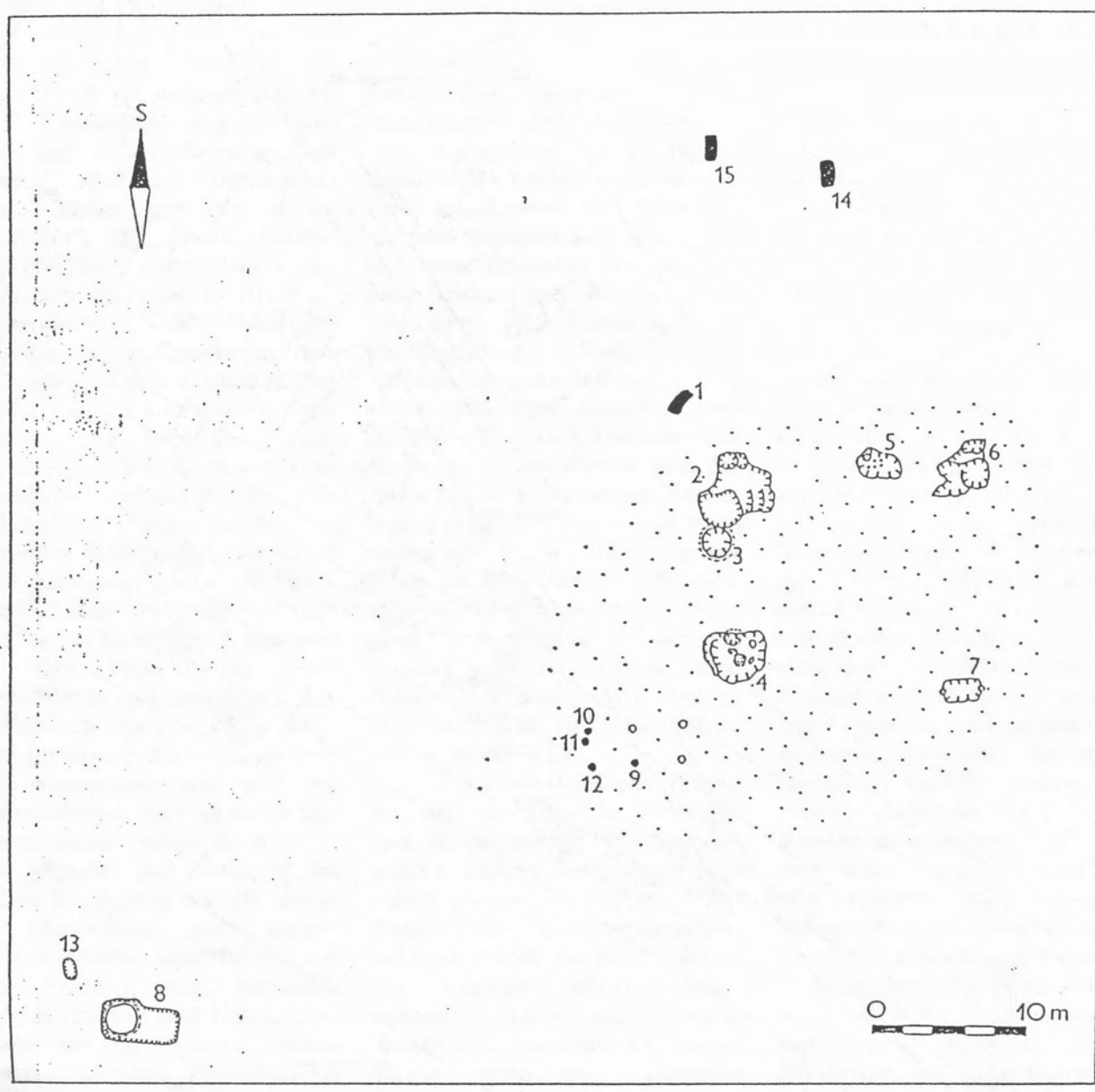


Abb.1: Bílina, Plan der Grabung, nach J. Waldhauser - P. Holodříák, Keltské sídliště a pohřebišti v Bílina. Pam. Arch. LXXV/1, 1984, 184.



KARL: Latènezeitliche Siedlungsstruktur

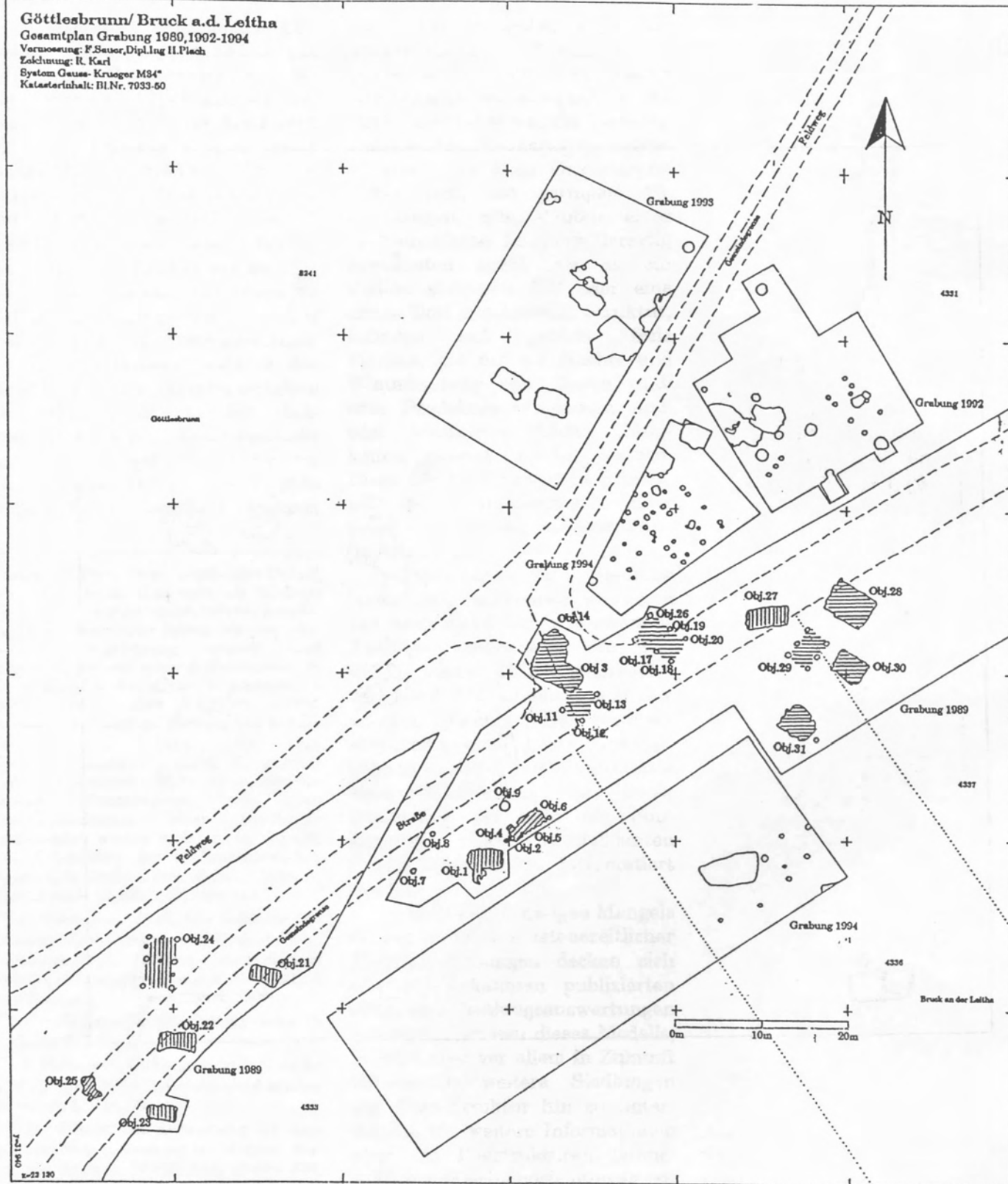


Abb.2: Göttlesbrunn, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich, Gesamtplan der Grabungen 1989 und 1992-1994.

**‘Quae solis gnaris pandi debent’****Zu zwei irischen Parodien des Frühmittelalters****Michaela Zelzer**

“Die Scotti nahmen alle zu ihnen kommenden Angelsachsen gerne auf, ließen ihnen täglich umsonst Nahrung zukommen, ebenso Bücher und kostenlosen Unterricht”. Mit diesen Worten charakterisiert Beda Venerabilis im dritten Buch seiner Kirchengeschichte (27) die Bildungssituation bei den Angelsachsen im 7. Jh.; um eine gute Ausbildung zu erhalten, mußte man damals nach Irland gehen. Dort legte man besonders großen Wert auf eine gründliche Schulung in der lateinischen Sprache, was mit der speziellen Situation dieser Insel zusammenhängt: in diesem niemals zum römischen Reich gehörenden Land ergab sich erst mit der Missionierung eine intensive Beschäftigung mit der lateinischen Sprache, diese aber dann umso gründlicher: man trug alles zusammen, was man an grammatischen und sprachlichen Informationen erlangen konnte, und eignete sich dazu einen großen Wortschatz an, der durch die Übernahme ganz ausgefallener Worte und durch die (nicht immer richtige) Verwendung griechischer und hebräischer Ausdrücke ein elitäres, etwas bizarres Gepräge erlangte; als Quelle dafür dienten neben den Schriften der Grammatiker Glossare und bilingue Codices, für das Hebräische studierte man vor allem die Schriften des Hieronymus. Der grammatikalische Grundtext, die *Ars minor* und *Ars maior* des Donat aus dem 4. Jh., ist in zahlreichen irischen Bearbeitungen aus dieser Zeit erhalten, entsprechend der Überlieferungssituation irischer

Texte fast ausnahmslos in Handschriften des Festlandes.

Aus irisch geprägten Zentren des Kontinents stammen auch die ältesten Handschriften zu zwei eigenartigen grammatikalischen Traktaten, die, zeitlich nach Isidor (gest. 636) und vor Beda (gest. 735) einzuordnen, in karolingischer Zeit weite Verbreitung gefunden hatten und unter dem Titel *Epitomae* und *Epistolae (Virgilii) Maronis*. Am Ende des ersten Werkes gibt der Autor an, er habe seinen Namen von seinem Lehrer Aeneas nach einem sehr weisen Mann namens Maro erhalten mit den Worten: “*Hic filius meus Maro vocabitur, quia in eo antiqui Maronis spiritus redivivit* (Dieser mein Sohn soll Maro heißen, weil in ihm der Geist des alten Maro wieder lebendig ist)”.

Diese beiden Texte erfreuten sich vor allem bei den Iren und Angelsachsen großen Ansehens. Bereits Beda Venerabilis zitiert daraus einiges in seiner Abhandlung *De ortographia*; bekannt waren sie auch Alkuin, dem angelsächsischen “Kulturminister” Karls des Großen. Tatsächlich machen die beiden Werke einen sehr gelehrten Eindruck und weichen von den üblichen grammatikalischen Darstellungen stark ab. Die erste Epitome etwa handelt *De sapientia*, die zehnte von der Spaltung der Worte in Silben und Einzellaute; den Abschluß bildet eine Grammatikgenealogie, die mit dem Trojaner Donat beginnt. Die acht Briefe sind gewidmet den acht Redeteilen, dem Stoff des *Ars minor*. Neben bekannten Lehren sind viele sonst nicht

bekanntere Theorien zusammengestellt, die mit Zitaten belegt sind; diese Zitate sind zwar mit Autorennamen versehen, besonders häufig finden sich die Namen Cicero, Cato und Lucan, daneben gibt es auch viele unbekanntere Autoritäten, wie Galbungus, Don, Glengus -- allen Zitaten ist aber gemeinsam, daß sie sonst nicht belegt sind. Eigenartig ist auch die Sprache: es finden sich ausgefallene Worte, die im Frühmittelalter wenn überhaupt allein aus dem irischen Bereich nachweisbar sind (wie *caraxare* für “schreiben” [eigentlich “einritzen”, vgl. “Charakter”]), Ausdrücke, die irgendwie an Griechisches bzw. Hebräisches anklingen, und dazu viele ganz unverständliche Wortbildungen. Stutzig machen den Leser manche grammatikalische Angaben, etwa über die nur im Nominativ vorkommenden Worte *rogs als muls* oder die defektiven Nomina *glos glorem o glos* und *cers cerem o cers*, der Ansatz von vier Genera, die Superlative *magnissimus* und *minissimus*, die Angabe zweier verschiedener Konjugationen für einige Verben, wie *vido vidas, video vides* oder *tego tegas, tego tegis* samt Erklärung des Bedeutungsunterschiedes, die Formen *legerebam legessi legesseram, semo sempsi* usw. Ebenso eigenartig ist die Ortographie, die teils insular erscheint in der auffälligen Unempfindlichkeit gegenüber Gemination (*ussus, conpossitio, missi, praemisa, hiic*), teils vulgärsprachlich (*rehtor, rehtorizandi; inchogavit; filosphi; hpalanx; htronus; hcorda*).

Wie manche der Schreibungen abstrus erscheinen, so



auch einige sachliche Aussagen. Etwa die Lehre von den zwölf Arten des Lateins, die am Wort *ignis* vorgeführt werden: *quoquihabin, ardon, calax calacis, spridon, rusin, fragon, fumaton, ustrax, vitius, siluleus, aeneon* samt Erklärung; *quoquihabin*, das sogar bis zum Ablativ *quoquihabibus* dekliniert wird, ist etwa erklärt, "weil es Macht hat, Ungekochtes zum Kochen zu bringen". Oder der Bericht über einen vierzehntägigen Disput zwischen den Grammatikern Galbungus und Terrentius über den Vokativ von *ego*. In der mit vielen (nicht belegbaren) Zitaten versehenen Darstellung der Lehre von der *scinderatio fonorum* (Spaltung der Worte in Silben und Laute) wird etwa Cicero zugeschrieben das Gebilde RRR SS PP MM N T EE OO A V I, aufzulösen als *spes Romanorum perit*, mit dem Zusatz, derartige sei zwar überflüssig, aber bei den Rätselliebhavern (*glisophis*) beliebt. In der Einleitung zu diesem Kapitel werden für dieses Stilprinzip drei Gründe angeführt: Es fördere den Scharfsinn der Schüler (*sagacitatem discentium nostrorum in inquirendis atque inveniendis hiis quae obscura sunt*), diene dem Schmuck der Rede und verhindere, "daß nicht alle Geheimnisse, die nur den Wissenden (Eingeweihten) bekannt sein sollen, unterschiedslos von den Niedrigsten und Dummen leicht entdeckt werden (*ne mystica quaeque et quae solis gnaris pandi debent passim ab infimis ac stultis facile repperiantur*), damit nicht nach einem alten Sprichwort die Säue auf die Perlen treten." Ähnlich wird betont, daß die Einführung einiger ungewöhnlicher Präpositionen (wie *con* für *apud*, *salion* für *ante*, *cyron* für *adversus* oder *contra* usw.) zur Verhüllung von Geheimnissen notwendig sei.

Nach ersten Zweifeln an der Ernsthaftigkeit dieser Abhandlung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich erst in diesem Jahrhundert langsam die Ansicht durchgesetzt, daß es sich bei beiden Traktaten um satirische Parodien auf den übertriebenen Grammatikunterricht handelt, der vor allem an dem Dichter Vergil exerziert wurde; darauf spielen das Pseudonym *Virgilius Maro*, der Name seines wichtigsten Lehrers, *Aeneas*, und der Name des ältesten Grammatikers, des *Troianus Donatus* (Donat nahm in der *Ars minor* die Beispiele nur aus Vergil).

Über seine Herkunft macht er selbst keine Angaben. Obwohl seine einzigartige Bildung, die übertriebene insulare Orthographie, die Beliebtheit der Traktate speziell bei Iren und Angelsachsen und nicht zuletzt die Überlieferung dafür sprechen, daß der Verfasser ein Ire war, sah man in ihm lange Zeit (und sieht man teilweise noch immer) einen Südgallier; gewisse Hebräismen ließen auch an einen konvertierten Juden aus Südgallien denken. Ausschlaggebend dafür war die singuläre Angabe bei Abbo von Fleury um späten 10. Jh., der ihn als *Tolosanus* (aus Toulouse) bezeichnete.

Auch die auffälligen Kenntnisse der griechischen und hebräischen Sprache sprechen für einen Iren als Verfasser. Seit alters her gab es enge Beziehungen zwischen Irland und Spanien; nach antiken Erdbeschreibungen ist Irland immer zwischen Britannien und Spanien gelegen. Daher kamen nicht nur die Schriften Isidors sehr früh zu den Iren und übten großen Einfluß aus, über Spanien kam auch sehr viel Kultur- und Bildungsgut des Ostens; man denke nur an die starken Einflüsse, die das ägyptische

Mönchtum auf das irische ausübte.

Was den Inhalt der grammatischen Traktate betrifft, geht der Autor immer von auffälligen Erscheinungen des lateinischen Sprachgebrauchs aus und übertreibt sie maßlos bis zur Unverständlichkeit; die Lehre von der *Scinderatio fonorum* entwickelt er einerseits vom römischen System der *litterae singulares* --wichtige, durchaus auch längere Formeln des Staatswesens und der Rechtssprache wurden nur mit den Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte bezeichnet --, andererseits von Nachrichten bei spätantiken Grammatikern über Wortteilungsexperimente bei altlateinischen Dichtern und von gewissen dichterischen Spielereien. Der Hang zur Skurrilität und Absurdität ist ein spezieller Zug der Iren, der sich bis heute bewahrt hat, man denke nur an manche unverständliche Passagen im Werk des James Joyce.

Fragmente der Epitome finden sich auch unter den aus Salzburg nach Wien gekommenen Handschriften; sie stammen von einem unter Bischof Arno, dem Nachfolger des Iren Virgil, geschriebenen Codex. Obwohl Virgil seine Bischofsstadt mit einer großen Bibliothek ausstattete und die Salzburger Schreibschule begründete, ist kein einziger in irischer Schrift geschriebener Codex aus Salzburg bewahrt, weil man im Karolingerreich allem Irischen reserviert gegenüberstand; das hängt wohl auch mit der überragenden Rolle der Angelsachsen in der karolingischen Reform zusammen. Es sind aber aus Salzburg karolingische Abschriften vieler irischer Werke erhalten, etwa der Beschreibung Adamnans *De locis sanctis*, irischer Bibelkommentare und Bußbücher. In einer bewußten Aktion wurden unter Virgils Nachfolger alle als



wertvoll empfundenen Werke in karolingische Minuskel umgeschrieben.

Ein Fragment eines vor 800 im Alt-Salzbürger-Stil geschriebenen Codex, das erst vor wenigen Jahren von Winfried Stelzer (Wien) in der Bibliothek von Admont entdeckt wurde, ist das älteste Zeugnis für ein ebenfalls in karolingischer Zeit weit verbreitetes und viel benutztes Werk, die sogenannte "Cosmografia Aethici philosophi"; wie die Schriften des Virgilius Maro grammaticus zählt es wegen seines einzigartigen Wortschatzes und seiner stark entstellten Sprachform zu den sprachlich schwierigsten mittellateinischen Texten. Es gibt sich als einen teils von Hieronymus übersetzten, teils nacherzählten Bericht eines Weltreisenden, der bis zu unbekanntem Inseln im Süden und im hohen Norden gelangte, und wirkt streckenweise recht rätselhaft.

Die Lektüre dieses Textes im Rahmen einer Lehrveranstaltung brachte mir vor allem zwei Erkenntnisse, die manche mit diesem Text gegebene *aenigmata* zu klären verhelfen. Die erste Erkenntnis betrifft den speziellen Umgang des Autors mit den Quellen: manche Begriffe sind dabei richtig wiedergegeben, manche entstellt oder in anderer Bedeutung verwendet und manche durch etwas Unbekanntes ersetzt. Dabei verwendete er viele sonst nicht belegte Ausdrücke, die sich teils erklären lassen, meist mit Hilfe des Griechischen, teils rätselhaft bleiben. Die zweite Erkenntnis betrifft die Tatsache, daß der Autor selbst zwei Fassungen des Textes vorgelegt hat, die jeweils mit verschlüsselten Aussagen zur Person des Verfassers enden: die Gleichung mit dem in diesem Text immer als "Mantuanus" bezeichneten römischen Dichter Vergil in der Aussage "Aeticus

oder Mantuanus" am Ende der ersten Fassung bestätigt die vor mehr als 40 Jahren aufgestellte Theorie von H. Löwe, daß dieser skurrile Text von dem vielseitig gebildeten irischen Bischof Virgil stamme, der ihn gleichsam als literarische Rache an seinem Gegenspieler, dem Angelsachsen Bonifatius, verfaßt habe; mit diesem war Virgil in verschiedenen kirchlichen Angelegenheiten in Streit geraten, etwa wegen biblisch nicht belegbarer geographischer Auffassungen (Antipodenlehre) und auch wegen der Taufformel *Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti*, die angeblich zwei bayerische Priester verwendet hatten. Die auffällige des Reiseberichtes, die sich in der Vertauschung von Endungen und Fällern oder in mangelhafter Kongruenz zeigt, sind daher nicht Unvermögen, sondern Absicht; der vielseitig gebildete Virgil wollte damit dem engstirnigen Grammatiklehrer Bonifatius zeigen, daß es vom Inhalt, nicht von der Sprachform abhängt, ob ein Werk Anklang und Verbreitung findet, und das ist ihm tatsächlich gelungen. Nur so läßt sich die auffällige Diskrepanz zwischen der umfassenden Bildung des Autors der Kosmographie und seiner "unbeholfenen" Ausdrucksweise erklären.

Sucht man ein Vorbild für die rätselhafte, teilweise absurde und sprachlich auffällige Darstellungsform, so drängt sich durchaus das in Salzburg bekannte grammatische Werk des Virgilius Maro grammaticus auf; somit hatte bereits der scharfsinnige Salzburger Bischof dessen parodistischen Charakter erkannt und verstanden. Beide Werke wurden zwar lange als ernstgemeinte Darstellungen angesehen, waren aber durchaus nicht so gemeint. Nur Menschen mit außerordentlicher Bildung und einem großen Hang zur Skurrilität, wie eben

die Iren, waren zu solchen Werken fähig.

Edition: G. Polara, Napoli 1979 (lat. ital.)

Literatur:

K. Smolak, Der dritte Vergil. Ein jüdischer Satiriker des Frühmittelalters? In: Wiener humanistische Blätter 30 (1988), 16-27.

C. Chlupak, Erklärungen zu Virgilius Maro grammaticus. Diplomarbeit Wien 1994 (maschinschr.).

H. Löwe, Ein literarischer Widersacher des Bonifatius. Virgil von Salzburg und die Kosmographie des Aethicus Ister. In: Abh. der gestes- u. sozialwiss. Kl. d. Akad. Mainz 1951, 11, 903-988.

M. Zelzer, "Quicumque aut quilibet sapiens aethicum aut mantuanum legerit". Muß der Name des Verfassers der Kosmographie wirklich "in geheimnisvolles Dunkel gehüllt bleiben"? In: Wiener Studien 104 (1991), 183-207.

W. Stelzer, Ein Alt-Salzbürger Fragment der Kosmographie des Aethicus Ister aus dem 8. Jh. In: Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung 100 (1992), 132-149.

Michaela Zelzer



Der Esoterikinquisitor

Kornkreise, Steinkreise und kosmische Barbapapas

Es gibt eine Menge Organisationen, die sich in bewundernswerter Weise um die Verbreitung armseligsten Schwachsinn verdient machen. Der größte Teil von ihnen muß hier leider unerwähnt bleiben, obwohl etwa die Académie française oder der "neue" ORF sich dafür anböten. Da das aber nicht besonders in eine der Esoterik gewidmeten Kolumne passen würde, werde ich mich darauf beschränken, einen besonders engagierten und auch in besonderer Weise vertrottelten Verein zu empfehlen. Er schimpft sich "CEG - Zentrum für Gnostische Studien" und hat sich in einer Wohnung in der Wiener Maria-Theresien-Straße eingeknistet. Dort hält ein ausgesprochen abschreckendes Beispiel eines vom *morbus croecel* (esoterischen Hirnfieber) befallenen Menschen laut eigener Aussage "viele Vorlesungszyklusse". Zyklone? Zyklamen? Zyklopen? Ich sehe davon ab, weiter auf der Vortragenden herumzuhacken, da sie durch ihren langjährigen Aufenthalt im Zentrum der "gnostischen Anthropologen" in Italien bereits für mehr Vergehen bestraft worden ist, als sie jemals in ihrem Leben begehen wird können, und komme zum Inhalt eines Vortrages aus dem Zyklopen...pardon Zitrus "Kornkreise und Megalithkultur - das magische Land der Kelten", in dessen Genuß ich gekommen bin.

Leider reicht der Platz nicht aus, um jeden einzelnen

Blödsinn aufzulisten, den die Frau in nur zwei Stunden untergebracht hat, was im übrigen auch eine aner kennenswerte Leistung ist. Ein paar kleine Kostproben sollten aber ausreichen, einen profunden Eindruck zu vermitteln:

1. Stonehenge ist mehrere Millionen Jahre alt und wurde von den Hyperboräern gebaut, den Vorfahren der Kelten, die über sechs Meter groß waren. Diese erstaunliche Körpergröße ist leicht durch die Größe der Steine zu belegen. ("Viele Leute wollten sie aufheben, aber sie sind zuuu schweeer.") Diese Hyperboräer stammen übrigens von den Polarmenschen ab, die von fernen Sternen stammen und ihre Gestalt "ändern konnten, wie sie wollten" - also dünn oder dick, kurz oder lang, laßt uns besuchen Barbapapa!

2. Überhaupt stammen viele Völker von anderen Planeten, wie etwa die "Syrier" (sic) vom "Syrius, der der zentrale Stern unserer Galaxis ist". Interessant! Die Leute aus dem schwarzen Loch! Das erklärt, warum die Syrer ein so zähes Volk sind und widrigen Lebensumständen so gut trotzen können, abgesehen von allem anderen Nonsens. Die Überreste der ältesten zivilisierten Rassen sind natürlich entweder am Meeresgrund oder unter dem grönländischen Inlandeis verborgen.

... Schade, daß sie vergessen hat, den großen Cthulhu zu erwähnen!

3. Die Kornkreise in England sind natürlich ein mysteriöses Phänomen. Schließlich braucht

man, um welche zu erzeugen ja so ausgefallene Hilfsmittel wie einen Stock und eine Schnur.

4. Offensichtlich haben die gnostischen Anthropologen irgend etwas falsch verstanden, sonst würden sie die Druiden nicht mit den Tintenfischen verwechseln, denn "wenn Gefahr drohte, sonderten sie eine schwarze Wolke ab".

Bemerkenswert war die Beweisführung mittels Dias (eine Zeichnung von einem Gnom, der auf einer Schnecke reitet) sowie, unanzweifelbar, mittels einer geraden Linie, die sich magischerweise zwischen zwei Punkten auf der Landkarte ziehen läßt ("Das kann doch kein Zufall sein!")

Und das alles zum Studententarif von nur fünfzig Schilling! Ich kann das CEG jedem als Abendprogramm empfehlen: es ist billiger als Kino und außerdem unterhaltsamer als die meisten Filme, die zur Zeit gezeigt werden. Weitere Programmpunkte im reichen Angebot an "Vorlesungszyklussen" beschäftigen sich zum Beispiel mit Ägypten, dem antiken Griechenland, Atlantis sowie der "Alchemie der Jakobsmuschel". Verspricht, interessant zu werden!

ardeant omnes



BRENNOS DAS COMIC

DER TREPANATOR



RUHIG UNDFRIEDLICH LIEGT UNSER KLEINES BOISCHES DORF IM SANFTEN LICHT EINES ANBRECHENDEN TAGES...

DOCH DA, WAS IST DAS? WER LAUERT HINTER DEM STALL?



BEI ALLEN GÖTTERN! ES IST...



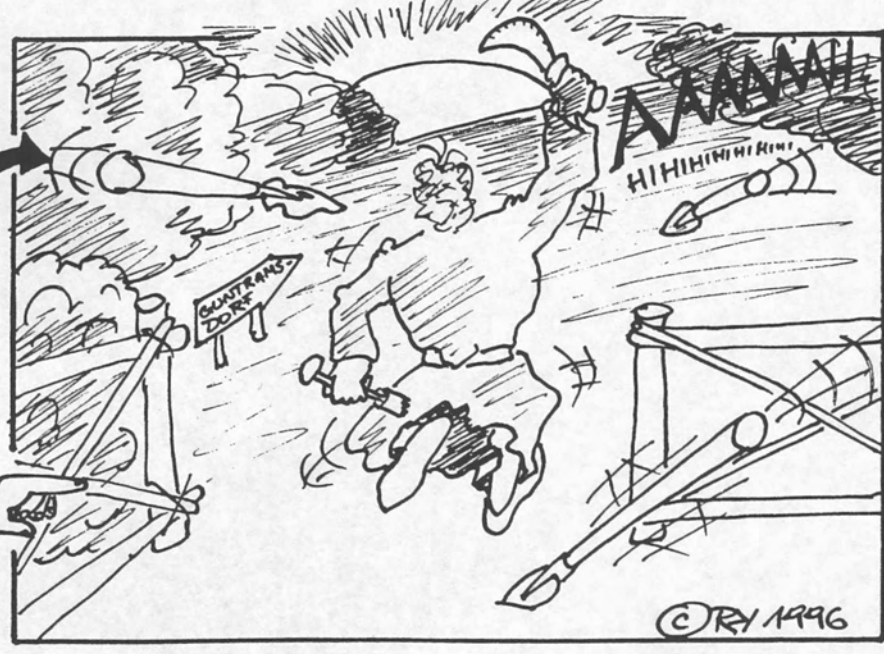
SCHON SCHLEICHT ER SICH AN BRENNOS GROSSVATER, DER GERADE EIN KLEINES NICKERCHEN HÄLT, HERAN...



DOCH DA KOMMT BRENNOS VON JAGD ZURÜCK.



HEY, WAS MACHT DER DENN DA???



© RJ 1996

